

8 yT
FRAN

IWAN FRANKO

ICH
SEH
OHNE
GRENZEN
DIE
FELDER
LIEGEN

DICHTUNGEN

AUS DEM UKRAINISCHEN VON
ERICH WEINERT



IWAN FRANKO

—

ICH SEH OHNE GRENZEN
DIE FELDER LIEGEN

IWAN FRANKO

ICH SEH OHNE GRENZEN
DIE FELDER LIEGEN

AUSGEWÄHLTE DICHTUNGEN

—

Aus dem Ukrainischen von

ERICH WEINERT



VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT · BERLIN

1951

Unsere Kenntnis – ich spreche hier von uns Deutschen allgemein – der slawischen Literaturen ist leider noch beschämend gering. Am besten kommt noch die große russische Romanliteratur weg, die seit hundert Jahren in Deutschland nicht nur bekannt ist, sondern auch einen wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Literatur und des deutschen Geisteslebens gehabt hat. Schlechter schon verhält es sich mit der russischen lyrischen Literatur, die in Deutschland niemals große Beachtung fand, da die meisten Übersetzungen trocken oder liederlich oder undichterisch waren und von der Schönheit und Kraft des Originals nichts ahnen ließen. Leider werden wir auch heute noch allzuoft mit unzulänglichen Übersetzungen der Lyrik Puschkins, Lermontows, Nekrassows und anderer beliefert, in denen nichts mehr von der Bildkraft und Melodie des Urtextes zu spüren ist.

Von der Literatur der übrigen slawischen Völker, der Ukrainer, Polen, Tschechen, Slowaken, Serben, Bulgaren und anderer wußten und wissen bei uns – man kann es getrost behaupten – nur diejenigen etwas, die sich mit der Kultur der slawischen Völker beschäftigen. Selbst ein so bedeutender Dichter wie Taras Schewtschenko, der ukrainische Klassiker, ist bis heute in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt. Ich hoffe, daß meine Übertragung Iwan Frankos wie meine vor kurzem erschienene Übertragung eines großen Teils der Poeme und Gedichte von Schewtschenko die deutschen Dichter und Nachdichter anrege, uns Deutschen mehr aus dem großem Schatze slawischer Dichtung durch gute Nachdichtungen zugänglich zu machen.

Im vorliegenden Bande will ich den deutschen Leser mit einem an-

deren ukrainischen Dichter bekanntmachen, dessen Name bei uns völlig unbekannt ist, obwohl es sich um einen bedeutenden Dichter handelt, der auch zu dem Geistesleben und den revolutionären Bewegungen der westeuropäischen Länder in näherer Beziehung stand als Schewtschenko.

Iwan Franko war einer der leidenschaftlichsten Vorkämpfer für den Zusammenschluß des ukrainischen Volkes, dessen Land seit Jahrhunderten in Stücke gerissen war, über die zaristische, polnische und habsburgische Despoten herrschten. Der Teil der Ukraine, in dem Franko lebte und starb, stand unter österreichischer Herrschaft; Franko aber sah in allen Ukrainern, ob sie in Österreich oder Rußland lebten, seine Landsleute und Brüder. Erst lange nach seinem Tod, im Jahre 1939, konnte endlich die Westukraine, die bis dahin sowohl die polnische als auch die österreichische Knechtschaft erdulden mußte, zur großen Mutter Ukraine zurückkehren. Sowjetische Dichter und Literaturhistoriker begaben sich nach der Befreiung der Ukraine nach Lwow (Lemberg), um den Nachlaß Frankos zu sammeln und zu sichten. Die westliche Welt hatte Iwan Franko in Vergessenheit geraten lassen. Um so lebendiger wurde nun sein Werk unter den Sowjetvölkern.

Iwan Franko wurde geboren am 15. August 1856 in dem Dorfe Nagujewitschi im Bezirk Drogobytsch in Galizien. Sein Vater war ein Dorfschmied, bei dem Arbeiter und Handwerker in ihren sozialen Nöten sich Rat holten. Der kleine Iwan hörte viel bittere Worte des Kummers und des Zorns. Die Armen und Bettler gingen im Hause aus und ein und sangen ihre traurigen Lieder, aber er hörte auch ihre Flüche. Er sah das Bauernelend und die schamlose Ausbeutung der Arbeiter. Überall begegnete ihm das schreiende Unrecht, das dem schaffenden Menschen angetan wurde. So wurde früh in dem jungen Herzen das Feuer der Empörung entzündet, das nie mehr erlosch. Obwohl er selbst später den Beruf eines geistig Schaffenden erwählte, schlug sein Herz sein Leben lang für die Sache der Arbeiterschaft. Die Arbeit selbst erschien ihm als hohes Ideal; er verherrlichte sie in vielen seiner Lieder. Besonders lebendig in seiner Dichtung sind die Gefühle für Freiheit und Heimat. Des-

halb hing sein Herz schon in Kinderjahren an den Liedern Schewtschenkos, der den Freiheitskampf seines leidenden Vaterlandes in erregenden Dichtungen besungen hatte. Das lyrische Werk Schewtschenkos, den „Kobsar“, kannte der junge Franko fast vollständig auswendig. Daneben beschäftigte er sich bereits in seinen Schuljahren mit den Werken von Leo Tolstoi, Turgenjew und anderen großen russischen Dichtern.

Nachdem Franko 1875 das Gymnasium von Drogobytsch absolviert hatte, bezog er die Universität von Lemberg. In seinen Studienjahren beschäftigte er sich vornehmlich mit den Werken der bedeutenden russischen Gesellschaftskritiker Belinski, Tschernyschewski und Herzen. Er übersetzte den Roman Tschernyschewskis „Was tun?“ ins Ukrainische. In diesen Jahren lernte er auch das „Kapital“ von Marx kennen. Er las es im Original, denn er beherrschte die deutsche Sprache. Der ukrainische Gelehrte und politische Publizist Dragomanow hatte damals der Jugend seines Landes ans Herz gelegt, die russische und die wichtigsten westeuropäischen Sprachen zu lernen und vor allem sich mit ganzem Herzen der ukrainischen Muttersprache zu bedienen, sie zu pflegen und zu schreiben, die ja immer noch von seiten der nationalen Unterdrücker als „Dialekt“ geschmäht wurde. In dem Gedicht „An J. P. Antoschka“ gibt Iwan Franko einem solchen Spötter die rechte Antwort.

Die Freiheitsgedanken, die der junge Franko aussprach, begannen die polnische Schlachta, die im damaligen Galizien für Österreich gegen die Ukrainer Bütteldienst leistete, zu beunruhigen. 1877 wurde von Wien aus zum ersten Male seine Verhaftung angeordnet. Er wurde wegen sozialistischer Umtriebe verurteilt. Kurz nach der Verbüßung seiner Strafe erfolgte die zweite Verhaftung und Verurteilung.

Seit dieser Zeit blieb Franko bis zu seinem Tod unter Polizeiaufsicht. Trotz aller Repressalien blieb er seiner Aufgabe als Sozialist treu. 1898, als sein fünfundzwanzigjähriges Literaturjubiläum gefeiert wurde, faßte er sie in einem Brief zu einem bündigen Bekenntnis zusammen: „Als Dorfkind, ernährt mit trockenem

Bauernbrot, halte ich es für meine Pflicht, mein ganzes Leben diesen einfachen Menschen zu widmen. In einer harten Schule erzogen, habe ich mir von Kind auf zwei Gebote zu eigen gemacht: das erste – das Gefühl für die heilige Pflicht dem Volk gegenüber, das zweite – die Notwendigkeit unermüdlichen Schaffens.“

Nach seinen ersten Kerkerjahren widmete sich Franko dem Studium des „Kapitals“ von Marx. Dadurch schärfte sich sein Blick für die sozialen Zustände Galiziens und die grausame Ausbeutung vor allem in den Erdölgebieten von Borislavl. Er war der erste ukrainische Schriftsteller, der in diese Welt des Elends und der kapitalistischen Willkür hineinleuchtete.

1879 wurde Franko Redakteur der polnischen Arbeiterzeitung „Praca“ („Die Arbeit“). Unter den polnischen, ukrainischen und jüdischen Arbeitern wurde sein Name schnell populär. Gemeinsam mit Freunden und Genossen verfaßte er das Programm der Sozialisten Ostgaliziens und gab 1881 eine Broschüre heraus: „Was wollen die galizischen Arbeiter?“ Das trug ihm weitere Verfolgungen durch die herrschende Klasse ein.

In den neunziger Jahren erschienen von ihm Gedichtsammlungen und zahlreiche Erzählungen.

1905, unter dem Eindruck der Revolution, schrieb Franko sein großartiges Versepos „Mose“, eine Dichtung von monumentaler Kraft, in der er die biblische Legende zum Sinnbild des Schicksals seines eigenen Volkes macht.

In seinen letzten Lebensjahren verfaßte Franko noch weit über tausend Artikel in polnischer und ukrainischer Sprache, schuf eine große Anzahl Übersetzungen von Klassikern der russischen, englischen, französischen und tschechischen Literatur und bedeutende Arbeiten auf dem Gebiet der Philosophie und Ökonomie.

Iwan Franko starb am 28. Mai 1916 in Lemberg.

Wenn man sein Lebenswerk überschaut, von dem in diesem Band nur ein bescheidener Teil seines lyrischen Schaffens gegeben werden kann, so erweist er sich nicht nur als großer Gelehrter und Dichter, sondern auch als echter Sozialist. Ein bedeutender Kritiker schrieb über ihn, daß in seinem Werk „die Menschen in zwei Lager ge-

schieden werden, in die Unterdrücker, auf die sein Wort wie ein Schwert niedersaust, und die Unterdrückten, denen er sein ganzes Herz hingibt.“

Ich hoffe und wünsche, daß der Dichter Iwan Franko durch meine Übertragungen ins Deutsche, in welchen ich Inhalt und Form des Originals so getreu wie möglich wiederzugeben mich bemüht habe, auch in Deutschland bekannt und gelesen werde.

Berlin, im Juli 1951

Erich Weinert

HYMNE

Ewiger Revolutionär,
Geist, zur Tat gereift auf Erden,
Daß wir frei und glücklich werden,
Nein, ihr tötet ihn nicht mehr!
Nicht der Pfaffen Bluthandwerker,
Nicht der Zaren finstre Kerker,
Noch dressierte Bataillone,
Noch das Fangnetz der Spione,
Noch geladne Batterien
Schreckten noch zerbrachen ihn.

Nein, er ist nicht tot, er lebt!
Der wohl tausend Jahr in Banden
Lag, ist gestern aufgestanden,
Schreitet, daß die Erde bebt,
Schreitet stark und unbekümmert
Dorthin, wo der Morgen schimmert;
Und sein Wort, wie Glockenhämmer,
Ruft Millionen aus dem Dämmer;
Und Millionen hören ihn,
Die nun freudig mit ihm ziehn.

Und das Wort des Geistes dringt
Durch den Rauch, in Hütten schwelend
Und in Schmieden, wo das Elend
Nur von Qual und Tränen singt.
Aber wo es auch ertöne,
Da versiegt des Kummers Träne;
Kraft und Mut erstehn, die Waffen,
Sich ihr Schicksal selbst zu schaffen;
Fällt auch ein Geschlecht dabei,
Werden doch die Kinder frei.

Ewiger Revolutionär –
Willen, Wissen und Gedanken
Halten sie nicht mehr in Schranken
Und verwirren sie nicht mehr.
Das Vergangne ward Ruine,
Schon im Lauf ist die Lawine.
Keine Kraft, und wären's Felsen,
Kann sich ihr entgegenwälzen,
Keine, auch die stärkste nicht,
Löscht des jungen Morgens Licht.

1880

VOR GERICHT

Ihr Richter, richtet mich! Doch straft
Auch ohne falsche Gnade mich!
Doch hofft nicht, daß ihr weggedrängt
Vom „gottlos“ falschen Pfade mich,
Und hofft nicht, daß ich meinen Kopf
Vor euch versöhnlich beugen wollt,
Daß ich nur einen Augenblick
Für eure Gutheit zeugen wollt!

Ja, richtet mich, und ohne Furcht;
Denn ihr seid stark, das wißt ihr auch!
Auch richtet ohne Scham! Denn die
Ist ohnehin bei euch nicht Brauch.
Urteilt, wie euch das Recht befiehlt,
So hart ihr wollt, ja, richtet nur!
Denn beide, ihr und das Gesetz,
Sind Rädchen nur derselben Uhr.

Und nur um eines bitt ich euch,
Sagt unumwunden, was ihr meint:
Worin besteht denn meine Schuld
Und derer, die mit mir vereint?
Sagt ohne Scheu: Verräter sind's!
Sie wollen sich am Staat vergehn,
Zerstören alter Ordnung Bau,
Das Unterste nach oben drehn!

Doch sagt, warum denn drängen sie
Auf Umgestaltung dieser Welt?
Weil hier der Reiche Herr ist, der
Das arme Volk als Diener hält;

Weil ehrenhafter Arbeit ihr
Den Namen der Verachtung gebt,
Wo eure ganze Ordnung doch
Von ihr erhalten und belebt!

Weil das Schmarotzertum sich nährt
Vom Blut und Schweiß des Arbeitsmanns;
Weil um Katheder und Altar
Statt klaren Lichts nur Obskuranz;
Weil der Millionen Blut verspritzt
Fürs Launenspiel der Monarchie;
Weil hier der Mensch dem Menschen gilt
Als Henker, Gott und Sklavenvieh.

Doch sagt uns auch: wie stürzen wir
Der überlebten Welt Bestand?
Nicht mit bewaffneter Gewalt,
Auch nicht mit Eisen, Blut und Brand;
Nein, Wahrheit, Arbeit, Wissenschaft
Sind unsre Waffen nur. Allein,
Kommt es dabei zum blutigen Krieg –
So wird es unsre Schuld nicht sein!

Dann sagt noch, was ihr selbst ja nicht
Geleugnet, daß die Wahrheit wir
Gesprochen haben, ehrenhaft,
Daß wir mit offenem Visier
Um Wahrheit kämpfen! All das sagt;
Ihr, meine Richter, stellt mich bloß!
Und dann, nach eurer Welt Gesetz,
Verurteilt mich erbarmungslos!

1880

DEN GENOSSEN

Aus ihrem Landtag jagen sie euch fort,
Der alten Ordnung stolze Wappenführer,
Verfluchen eurer Lehre reines Wort
Und schrein: „Verrat! Verderbliche Verführer!“
Sie spein Verleumdungen an jedem Ort
Und machen ehrlos euch, die Lügenschmierer,
Die mit Betrug das arme Volk umstellen
Und seine lichten Hoffnungen vergällen.

Sie richten euch, sie sperren euch wie Hunde
In ihre Kerker und verrufen euch
Vor Gott und allen Menschen. Keine Wunde
Bleibt euch erspart an euren Herzen weich;
Sie schlagen sie mit Dornen jede Stunde.
Welch Leben! – Ach wie oft, von Schrecken bleich,
Hast du's gedacht, und Kummer schlug dich nieder...
So leben miteinander Menschenbrüder?

Das darf nicht sein! Des ärmsten Bruders Leid
Soll ihres sein, als wenn sie's selber trügen.
Und wissen sollen sie von eurem Streit,
Daß hier die Wahrheit aufsteht gegen Lügen.
Kämpft, Brüder! In die Welt der Dunkelheit
Tragt eurer Wahrheit Licht! Auf euren Zügen
War Dornicht viel; doch dort, wo ihr gegangen,
Wird grüne Saat auf euren Spuren prangen.

1880

GEDANKEN IM KERKER

Ach, früh schon lieb ich aufzustehn,
Muß in den klaren Himmel sehn.
Blau ist er wie Kristallgefunkel.
Doch ist mein Herz vor Kummer dunkel.

Der Himmel lächelt immer gleich,
Schaut auch auf unser Kerkerreich;
Vergilbt und grau sind seine Wände,
Durchtränkt von Tränen ohne Ende.

O Himmel, weshalb segnest du
Mit deines Lächelns holder Ruh,
Weshalb in der verfluchten Zelle
Begrüßt du mich mit lieber Helle?

Du, Freude, machst mich schluchzen schwer,
Du bringst den Duft der Freiheit her,
Hier, wo ich nichts als Schatten habe
In meinem engen, stummen Grabe.

Ja, wie aus tiefem Grab herauf
Schau ich zum lichten Leben auf
In jene Welt voll Glück und Frieden –
Und all mein Blut beginnt zu sieden.

Warum schlugt ihr in Ketten mich?
Warum bin ohne Freiheit ich?
Was war die Tat, die ich verübte?
Daß ich mein Volk von Herzen liebte?

Ich suchte nach dem Wege bloß,
Wo Freiheit ich und beßres Los
Und gleiches Recht für alle finde –
Und das ist meine ganze Sünde!

SONETTE

I

Ein Knecht ist das Sonett. In Ketten leidet
Dort der Gedanke. Man verkrümmt und schneidet
Und macht ihn fügsam, bis er sich bescheidet,
Wie ein Rekrut in Uniform gekleidet.

Ein Herr ist das Sonett. Denn sein Gedanke
Lebt von Geburt in zugemeßner Schranke;
Er sprießt nur modisch, fern dem Lebenstranke,
Doch keine Frucht bringt seine Blütenranke.

Knechte und Herrn! Hier stehn die Gegensätze,
Noch schüchtern und befangen Wort und Blicke,
Noch kennt der Knecht nicht seiner Kräfte Schätze.

Antreten, Burschen! Dicht und ohne Lücke!
Dort ist das Ziel; nun stürmt in breiter Kette,
Lebendige, starke, mächtige Sonette!

„Was machst du denn im Ritterschmuck Parade?
Mußt du dich rüsten gegen Streit und Ränke?
Was kramst du in Petrarcas Goldschmiedslade?
Zu schwach zum Hammerschwingen die Gelenke?

Statt auf die Herrn zu schlagen ohne Gnade,
Suchst du in Winkelgassen Zaubertränke!
Dein Wort soll bitter sein und ist so fade
Wie aufgegoßner Wermut in der Schänke.“

„O nein, ich werf ihn von mir nicht, den Hammer.
Ist meine Hand auch schwach, ich will ihn schwingen
Trotz des Geschreis der Spötter und Verdammer.

Und wie von seinem Schlag die Steine klingen,
So dröhnt es auch in meiner Seele wider;
Und meiner Seele Echo sind die Lieder.“

1881

Vorzeiten im Sonett besangen Dante,
Petrarca, Shakespeare, Spenser alles Schöne;
Im Meisterkelch, mit ziselierter Kante,
Perlten, wie Wein, der Liebe goldne Töne.

Die Deutschen hatten es zum Schwert geschaffen,
Als sie gebrannt im Patriotengrimme,
„Geharnischt“ ihr Sonett*, Feldwebelstimme.
Denn wo man Blut liebt, liebt man auch die Waffen.

Landsleute, wozu wäre uns beschieden
Ein Schwert wohl? Unsere Losung muß jetzt heißen:
Die Patriotenschwerter umzuschmieden

Zum Pflug – das Feld der Zukunft aufzureißen,
Zur Sichel – sich zur goldnen Mahd zu rüsten,
Zur Forke – Augiasställe auszumisten.

1889

* „Geharnischt“ ihr Sonett“ bezieht sich auf den Zyklus „Geharnischte Sonette“ des deutschen Dichters Friedrich Rückert (1788–1866), in welchem nach der Meinung Frankos sich der Prozeß der Militarisierung der deutschen Literatur spiegelte.

SONETTE

4

Ein fauler Sumpf ruht in Europas Reichen*,
Von grünem Schimmel zugedeckt, verpestet,
Wo alles stillsteht, sich der Ungeist mäset.
Stumpfsinniger Sklavenstaat, in deinem Zeichen

Gedeiht Betrug und Raub, und alles Leben
Fließt träg dahin, der Geist ist ohne Regung.
Du würgst und schreist: „Ich werde Freiheit geben!“
Du schindest uns und sagst: „Kulturbewegung!“

Du peitschst und schlägst nicht, schickst nicht nach Sibirien.
Dein Sumpf erstickt die Seelen, und mit gierigem
Vampirgelüst saugst du der Herzen Säfte.

In dir hat nur Gewürm sich gut gebettet;
Der freie Geist verendet ohne Kräfte,
Wenn ihn die Flucht aus deinem Grab nicht rettet.

1889

* Das Sonett „Ein fauler Sumpf...“ und auch das nächste „Völkergefängnis...“ sind gegen Österreich gerichtet. Aus Gründen der Zensur war der Dichter zu andeutenden Umschreibungen genötigt.

SONETTE

5

Völkergefängnis, deine Eisenfesseln
Zerschinden ihnen die lebendigen Glieder!
Zu wessen Nutz und Ruhm hältst du sie nieder?
Nur für die fette Brut in weichen Sesseln.

So koppelt auf dem Feld der Hirt den Rossen
Die Beine: drei davon sind ohne Leine;
Doch nicht bewegen können sie die Beine.
So plagen sich des Sklaventums Genossen.

Und so hast du die Völker auch geblendet;
So sieht die Freiheit aus, die du gespendet:
Eins quält das andre, keins kommt von der Stelle.

Und jedes will um seine Freiheit streiten;
So ziehn sie alle nach verschiedenen Seiten.
Und dieser Streit ist deiner Kräfte Quelle!

1889

DER KÖNIGSADLER

Aus seinem Horst, versteckt im hohen Felsgeklüfte,
Stieg er mit schwerem Schwung hoch in die blauen Lüfte,
Wie aus geheimem Quell aufflügelt der Gedanke,
In die bestirnte Welt hinsegelt ohne Schranke –
Und fliegt mit schwerem Flug bis in die leere Klarheit
Und ruft: „Du großer Gott, wo bist du, wo die Wahrheit?
Das letzte blinkende Atom ist überwunden,
Ich suchte überall, ich hab dich nicht gefunden.“

Er hing bewegungslos gespreitet hoch im Blauen,
Wie überm Leben hängt des Todes ewiges Grauen.
Und scheint er droben auch am Himmel festzuhängen,
Bald stürzt er sich hinab mit seinen scharfen Fängen.
Es legt sich um dein Herz der Furcht geheime Zwinge:
Es hängt auch über dir des Adlers dunkle Schwinge!
Er stürzt sich auch auf dich, so hoch er hängen möge.
Wieviel Minuten noch gehst du auf deinem Wege?

Doch sieh, nun rührt er sich, schwimmt ohne Flügelregung,
Und wie ein Weberschiff, in wendender Bewegung
Webt er am Schicksal, steigt hinauf, dann wieder sinkt er,
Verbirgt sich im Gewölk, dann weit ins Blaue schwingt er.
Es sagt sein schriller Ruf, daß ihn der Hunger plage.
So in die Stille auch aufschreit des Volkes Klage,
So wie ein Erdstoß sich mit tiefem Donner kündigt,
Daß der Erlauchten Herz sich in Beklemmung windet.

Ich hasse, Adler, dich, weil in der Brust verbirgst
Ein hartes Herze du, weil du die Kleinen würgst.
Und trinkst ihr Blut und blickst verächtlich auf die Brut
Der Schwachen, ja, und lebst doch selbst von ihrem Blut;
Weil das Getier vor dir in ewigen Ängsten ist;
Um all dies haß ich dich, weil du ein Herrscher bist!

Es blinkte mein Gewehr, das Ziel ist gut; ich schieße.
Die Todeskugel bringt den Wolken meine Grüße.
Und statt daß du den Tod zur Erde bringst von oben,
Erreicht dich selbst der Tod in deinen Wolken droben.
Und nicht wie Gottes Blitz, nein wie ein Aas, vernichtet,
Fällst du aus deiner Höh, von meinem Schuß gerichtet.
Du bist der Letzte nicht! Es gibt noch tausend Schützen:
Und was sich Adler nennt, sich spreizt auf hohen Sitzen
Und spült mit Blut den Mund, sät Schrecken in der Runde,
Entgeht der Kugel nicht zur ausgereiften Stunde.
Dann geben wir dem Aas, anstatt es zu beklagen,
Nur einen Fußtritt noch – und werden weiter jagen.

1883

SEMPER IDEM

Wider die Gewalt sich schlagen,
Segeln wider Strom und Wind,
Kühn sein Kreuz durchs Leben tragen,
Bis die letzte Kraft verrinnt.

Vor der bösen Macht nicht schrecken
Und dawiderstelln das Recht,
Freiheit der Gedanken wecken
Und des Worts bei jedem Knecht.

Mit des Wissens Fackel blenden
In der Lügen dunkles Reich –
Wohl euch arbeitsamen Händen!
Wohl erhellten Geistern euch!

Solches Eisen wird's nicht geben,
Das dem mächtigen Dunkelmann
Dient, daß er der Wahrheit Leben,
Recht und Freiheit schlachten kann.

Solche Flamme wird's nicht geben,
Die in Glut verzehren könnt
Unsres Geistes heiliges Leben,
Wenn sie auch den Leib verbrennt.

1880

DIE STEINBRECHER

Mir träumte wunderbarlich. Es war mir, als befände
Ich mich in kahlem Land, noch unbestimmt zu sehn.
Gefesselt steh ich dort, in Ketten meine Hände,
Und Felsen über mir, hohe granitne Wände,
Und neben mir seh ich noch tausend andre stehn.

Auf jedes Stirne war durchlebtes Leid zu lesen,
Und doch in jedes Blick der Liebe warmes Licht.
In Ketten jede Hand, wie Schlangen, nicht zu lösen;
So standen tiefgebeugt die armen Schattenwesen,
Denn alle drückte sie des gleichen Jochs Gewicht.

Es war in jeder Hand ein schwerer Eisenhammer,
Und eine Stimme scholl vom Berg wie Donnerlaut:
„Zerschlagt den Felsen! Laßt nicht ab, trotz Not und Jammer,
Trotz Hunger, Glut und Frost und eurer Ketten Klammer!
Denn ihr seid ausersehn, daß ihr den Stein zerhaut!“

Und alle, wie ein Mann, erhoben wir die Hände,
Von tausendfachem Schlag erdröhnte das Gestein.
In tausend Stücke bald zersplitterten die Wände,
Zu Trümmern fielen sie; wir schlugen ohne Ende
Mit der Verzweiflung Kraft des Felsens Stirne ein.

Wie lärmendes Geheul der Schlacht hat es geklungen,
Nicht rastend donnerten die tausend Hämmer drauf.
Es wurde Raum, wenn auch nur Spann um Spann, errungen.
Ward mancher auch vom Stein verstümmelt und verschlungen,
Wir drangen weiter vor, wir hielten uns nicht auf.

Denn jeder hat gewußt, wofür das Blut wir gaben,
Daß nicht für Ruhm und Glück wir diesen Kampf bestehn,

Daß, eh' den Felsen wir nicht durchgeschlagen haben
Und unsre Knochen dort zerbrochen und begraben,
Die Menschen nicht den Weg, den wir geebnet, gehn.

Doch wir sind Recken nicht aus heldischem Geschlechte,
Und unser Herz ist nicht auf Menschenruhm bedacht.
Nein, arme Sklaven nur. Man nahm uns alle Rechte
Und gab uns Ketten. Doch wir sind der Freiheit Knechte,
Steinbrecher, die den Weg des Fortschritts freigemacht.

Und unser Glaube war, daß nur von unsren Händen
Der Fels zerbrechen konnt, zersplittern der Granit,
Daß nur mit unserm Blut wir unser Werk vollenden,
Die feste Straße baun, daß wir dann aller Enden
Das neue Leben sehn, das nachfolgt unsrem Schritt.

Wir wußten: in der Welt, die einstens wir verließen
Um Arbeit, Müh und Not, daß über uns so viel
Der Mütter und der Fraun und Kinder Tränen fließen,
Daß Freund und Feinde uns erbittert von sich stießen,
Verwarfen unsre Tat, verfluchten unser Ziel.

Wir wußten, daß auch uns oft unsre Seele brannte,
Das Herz zerbrach, die Brust von Qual und Leid umspannt;
Doch alle Wunden nicht, noch Leiden, ungenannte,
Noch auch Verwünschung uns von unsrem Werk abwandte,
Und auch nicht einer warf den Hammer aus der Hand.

So gehn gesammelt wir, vom mächtigen Gedanken
Gefesselt, an das Werk. Sind wir auch vom Geschick
Vergessen und verflucht, wir machen Felsen wanken,
Der Wahrheit freie Bahn und stürzen ihre Schranken.
Doch über unsrem Staub erst blüht der Menschheit Glück.

ES LIEGT EIN DORF IM TALE DRIN

Es liegt ein Dorf im Tale drin,
Darüber schwebt der Nebel hin.
 Und beim Dorfe hoch am Hang,
 Lustig einer Schmiede Klang.

Und in der Schmiede steht der Schmied,
Das Eisen glüht, sein Herze glüht.
 Alle Welt sein Lied erfreut:
 „Kommt in meine Schmiede, Leut,

Von Haus und Feldern, klein und groß!
Hier schmieden wir ein beßres Los.
 Kommt herauf zur frühen Stund,
 Leut, aus eurem Nebelgrund!“

Jedoch die Nebel schwanken schwer,
Wie sie nun rings ums Dörfchen her
 Über Feld und Wiesen wehn,
 Und kein Weg ist mehr zu sehn.

Sie machen alle Wege blind,
Daß keiner mehr zur Schmiede findt,
 Wo nicht mehr die Kette klirrt,
 Wo das Schwert geschmiedet wird.

AN DIE GENOSSEN AUS DEM KERKER

Allmählich zerreißen die Kettenstränge,
Die uns ans vergangene Leben geschint.
Nun steigt der Gedanke aus schmutziger Enge.
Wacht auf, ihr Brüder, wacht auf! Es wird!

Und aufwecken sollt ihr das Leben, das helle,
Das neue, zu dem wir in Liebe entbrannt.
Durchs trübe Rauschen der stürmischen Welle
Laßt mächtig uns rudern zum glücklichen Strand!

Das Meer unsrer elenden Knechtschaft durchquerend,
Vom Sturm der Verleumdungen rings umbraust,
Zum heiligen Gestade hin ziehn die Galeeren,
Wo Bruderschaft, Liebe und Eintracht haust.

Wir kämpfen nicht mehr für die Herrschaft der Kronen,
Noch auf der Tyrannen und Zaren Gebot,
Nicht für die unersättlichen Drohnen,
Nicht für die Pfaffen und nicht für Gott.

Das Ziel ist, daß Freiheit und Glück uns werden,
Die Macht der Vernunft statt der Gläubigkeit,
Und Brüderlichkeit auf der ganzen Erde,
Daß Arbeit und Liebe von Fesseln befreit.

Wir dürfen im schrecklichen Kampfe nicht weichen,
Nicht zagen, wenn stürzen die vordersten Reihn,
Wir müssen voran, wär es auch über Leichen,
Nur stürmend werden wir Sieger sein.

Denn dies wird der letzte Krieg sein, das Ringen,
Wo endlich die Menschheit vom Tier sich erlöst.
Die Unfreiheit kann nur der Wille bezwingen,
Und „Gottes Herrschaft“ auf Erden verwest.

Auch sollt ihr zu Gott nicht mehr flehen und beten:
„Laß kommen dein Reich!“ Es bringt euch nichts ein.
Denn die Befreiung von all euren Nöten
Kann nur durch Vernunft und Arbeit gedeihn.

Nicht Gott wird das Reich uns auf Erden bringen,
Noch seine Heiligen, vom Himmel gesandt;
Nur unsre Gemeinsamkeit kann es erringen,
Und unser Wille und unser Verstand.

1878

RUHE

Ruhe mag als heilig gelten,
Rollt die Zeit auf ruhigem Pfad,
Doch willst du zur Ruh uns mahnen
Bei des Kriegs entrollten Fahnen –
Das ist Feigheit und Verrat.

Wenn die Völker sich verbünden,
Der Natur Gesetz zu finden,
Daß ihr Dasein Sinn gewinnt,
Und es hell wird, wo es nächtig –
Wehe dem, der eigenmächtig
Dann den frevlen Krieg beginnt!

Doch, wenn wir im Feld uns rühren,
Und in unsre offenen Türen
Schleicht ein Dieb und macht sich dran,
Unsre Habe wegzutragen,
Gar in Ketten uns zu schlagen –
Heilge Ruh? – Vielleicht auch dann?...

1883

DER DEKADENT*

An W. Stschurat

Ich Dekadent? Was ich noch niemals hörte!
Du nahmst aus meinem Leben ein Moment
Und fandest für die Russen das gelehrte
Und dunkle Wort: „Das ist ein Dekadent!“

Daß oft ich Kummer nur und Leid besinge,
Das Leben selbst ist schuld an diesem Stil.
Doch, Freund, darin sind auch noch andre Dinge,
Wie Hoffnung, Freiheit, freudiges Gefühl.

Auch ist es niemals grundlos, wenn ich traure,
Und leerer Schall hat für mich kein Gewicht.
Ich will wahrhaftig sein, solange ich daure,
Der schwere Kampf des Lebens schreckt mich nicht.

Wenn auch manch Bittres legten sie aufs Brot mir,
Und oft ich schwitzt und fror und heiser war,
Doch von der chronischen Verstumpfung droht mir
So wenig wie vom Darmkatarrh Gefahr.

Ich Dekadent? Bin Sohn des Volks, das mutig
Die Wahrheit sucht, um die man es betrog;
Für dessen Arbeit, Glück und Freiheit blut ich,
Bin Bauernsohn, Prolog – nicht Epilog.

Mit Trinkern zech ich und mit Essern schmaus ich,
Und prügle mit dem Knüppel, wenn es not.
Beim Fest des Lebens mach ich gern mich mausig
Und laß den Kopf nicht hängen in der Not.

Ich bin kein Parasit, kein Wiederkäufer,
Der nichts mehr andres als Prozente kennt,
Dem nur auf „schrurrum“ gestimmt ist seine Leier.
Beim Teufel, und ich wär ein Dekadent?

1897

* „Der Dekadent“ ist eine Antwort an den ukrainischen Dichter, Kritiker und Literaturhistoriker W. G. Stschurat (geb. 1871), der in einem Artikel über ein Gedichtbuch Iwan Frankos diesen einen Dekadent genannt hatte.

SEMPER TIRO!

Kurz ist das Leben, ewig ist die Kunst,
Das schöpferische Handwerk unbesteuert.
Was anfangs dir, von süßem Rausch befeuert,
Nur Unterhaltung schien und bunter Dunst,
Das wuchs und wuchs, ergriff dich ungeheuer,
Sog dir die Seele und die Sinne leer,
Nimmt alle Kräfte dir und spricht sogar: noch mehr!

Du stehst vor deinem eignen Werk, und leise
Rührt es wie eine Gottheit deine Stirn;
Du gibst dein Herzblut, ihr zu Ruhm und Preise.
Und deiner Nerven Saft und dein Gehirn
Bringst du ihr dar statt Opferrausch und Speise;
Du kniest als Knecht vor ihr, doch fühlst in dir erwachen
Geheimen Wunsch: ich muß mich ihr zum Herren machen!

Glaub nicht den Wünschen, die ans Herz dir klopfen!
Die Muse lockt, verzaubert, macht dich blind,
Sie höhlt dein „Ich“ dir aus, um dich dann vollzustopfen
Mit deinen Wünschen, bis dein Geist verrinnt.
Glaub nicht der Melodie, die ihre Saite spinnt:
„Du wirst ein Meister sein, hoch über vielen thronen,
Der Herzen König und Besitzer von Millionen.“

Betrüg dich doch nicht selbst, du junger Sänger!
Wenn deine Seele dir von Liedern birst,
Dien deiner Muse, denn du bist Empfänger,
Und träum nicht, daß du je ihr Herrscher wirst.
Wie duftger Wein erquick uns deine Lyra!
Doch du sei an Bescheidenheit ein Fürst,
Und nie vergiß: Poeta semper tiro*!

1906

* „Poeta semper tiro“ (lat.): Der Dichter ist immer ein Lernender.

NUN WIEDER, NACH LANGER STUMPFHEIT

Nun wieder, nach langer Stumpfheit,
Von Liedern strömt es hervor,
Als schlug aus der Asche plötzlich
Das züngelnde Feuer empor.

Und Ruhe und Glück sind, scheint es,
Wie Asche, behütende Schicht;
Darunter erlosch der Funke
Der Lieb und Leidenschaft nicht,

Verglomm nicht und blieb am Glühen,
Wenn auch von Tränen benäßt.
Ein Wind kam, zerfegte die Asche –
Nun halte das Feuer fest!

O nein! Ich werd es nicht löschen.
Mög wüten die sündige Glut,
Das Herz mir entfesselt sein, rauschen
Der Lieder stürmende Flut!

ES DONNERT!

Es donnert! Nun kommt die beseligte Stunde.
Im Wind der Empfängnis erschauert die Runde,
Die Erde erwartet den rauschenden Regen,
Es kommen die Winde mit heulenden Schlägen,
Schon türmt das Gewölk sich in nächtiger Pracht –
Es kracht!

Es donnert! Nun schauern in heimlichem Fieber
Die Völker; die Woge, sie wälzt sich herüber...
Millionen der seligen Stunde begegnen,
Da trachtige Wolken das Künftige segnen,
Das endlich der Menschheit den Frühling gebracht...
Es kracht!

1880

LIED UND ARBEIT

Lied, du mein innigster Freund, den ich habe,
Trost meiner Seele in Leid und Gefahr,
Bringe von Hause als einzige Gabe
All meine Liebe zum Leben dir dar.

Als ich noch klein war, mit welcher Begierde
Hört ich die Lieder, die Mutter mir sang.
Ach, und sie waren die einzige Zierde
Auf meines Lebens armseligem Gang.

„Mutter, mein Täubchen!“ hab oft ich gedrunge,
„Noch mal von Hannchen und Schreipeterlein!“
„Nein, Kind, schon viel zu lange gesungen!
Sing ich, dann schlafen die Hände mir ein.“

Mutter, mein Täubchen! Zu früh von den Lieben
Haben dich Krankheit und Arbeit gerafft;
Doch ist im Herzen lebendig geblieben
Mir doch dein Lied mit unsterblicher Kraft.

Ach, und wie oft, wenn des Ungemachs Fluten
Mich überkamen, das traurige Lied,
Leis wie ein Gruß von der Mutter, der guten,
Klang es und strömte mir Kraft ins Gemüt.

„Sohn, werde stark!“ hörte oft ich dich sagen.
„Kamst ja wohl nicht als ein Herr auf die Welt.
Allzufrüh sterb ich an Arbeit und Plagen;
Doch nur die Arbeit ist's, die dich erhält!“

Dank dir, o Mutter, du hast mir gegeben
Trefflichen Rat! Hab's als richtig erkannt.
Arbeit verschaffte die Lust mir zum Leben,
Richtung und Ziel, wo den Weg ich nicht fand.

Sie hat mir heimliche Grotten entriegelt,
Wo aus der Tiefe der Liederquell stößt,
Hat mir die Wunder der Erde entsiegelt
Und mir die Rätsel des Elends gelöst.

Arbeit und Lied sind die Kräfte des Lebens!
Ihnen gehör ich, bis einst ich verdorrt;
Werd ich auch Asche, ich war nicht vergebens,
Leb doch mit ihnen im Urenkel fort.

1883

SEGNE MICH, ERDE

Segne mich, Erde, du Mutter der Schöpfung,
Daß meine Seele im Kampf nicht erschlaft,
Gib mir von all deinen Kräften ein Tröpfchen
Heiliger Kraft!

Gib mir, daß hell in der Brust sich entzündet
Reines Gefühl und lebendiges Blut,
Gib mir der Liebe, die Menschen verbündet,
Freundliche Glut!

Gib mir das Feuer des Wortes, das ihnen
Mut gibt zur Tat, daß die Lüge vergeh;
Leidenschaft gib mir, der Wahrheit zu dienen,
Daß sie besteh!

Gib mir die Kraft, aus dem Joch mich zu raffen,
Klarheit dem Geist, wo das Unrecht uns droht,
Gib mir zu schaffen, bis einst aus dem Schaffen
Reißt mich der Tod!

1880

DEINE GUTEN AUGEN SCHAUEN

Deine guten Augen schauen
Wie das Meer, das ruhig blinkt,
Meines Herzens Leid und Grauen
Wie ein Stäubchen drin versinkt.

Deine Augen, quellenfeuchte,
Sind so rein und so gesund,
Und der Hoffnung Wetterleuchte
Schimmert mir aus ihrem Grund.

WIE DORT IM HIMMEL

Saßen zwei schon alte Männlein
In der Nacht und tranken,
Plauderten, und so beim Plaudern
Tauschten sie Gedanken.

Plauderten, wovon die Herzen
Ihnen übergingen,
Und nicht nur von Alltagsachen,
Auch von höhern Dingen.

„In den Heiligen Schriften steht nichts,
Keiner weiß auf Erden,
Wie es wirklich nach dem Tode
Wird im Himmel werden.

Weder hat's ein Aug gesehen,
Noch ein Ohr vernommen.“ –
Beide, scheint mir, sahn und hörten
Schon etwas verschwommen.

„Doch ich Sündiger, wie betracht ich –
Gott, verzeih die Sünde –
Das, wofür sich jeder abmüht,
Und kann's doch nicht finden.

Brüderschaft und Eintracht, wo sich
Alle Menschen lieben
Und zum höchsten Ziel vereinen –
Das wird sein dort drüben.“

Und der andre sagte: „Schlüpfrig
Ist's auf solchen Wegen.
Denn uns träumt von Sozialismus.
Da ist Gott dagegen.

Sicher wird man's nicht im Himmel
Kommunistisch treiben,
Denn die individuelle
Freiheit muß uns bleiben.

Jeder lebe, wie er möge,
Tue, was er meine,
Jeder Herr nur seiner Freiheit,
Auch die Kraft sei deine.“

„Nein, mein Alter“, sprach der erste,
„Das ist neu bei Christen,
Denn so macht aus Gott dem Herrn ihr
Einen Anarchisten.

Welch ein Paradies, wenn dort die
Menschen Freiheit hätten,
Und als erster müßte Gott wohl
Sich vor ihnen retten.“

Lange, schon nach Mitternacht war's,
Stritten sie noch rüstig
Für's Gemeinwohl, für's Alleinwohl;
Doch sie blieben zwistig.

Sprach der erste: „Warum zanken!
Wolln wir uns vertragen!
Wolln wir in der Geisterstunde
Einen Schwur uns sagen:

Wer zuerst stirbt und im Jenseits
Wandelt, hoch im Reinen,
Soll am dritten Tag dem andern
Nachts im Traum erscheinen

Und ihm sagen, wie es zugeht
Dort im stillen Hafen.“
Und nachdem sie so geschworen,
Gingen beide schlafen.

Als nun kaum ein Jahr vorüber,
Einer starb von ihnen.
Nach drei Tag war er dem andern
Schon im Traum erschienen.

„Grüß dich, Bruder.“ – „Grüß dich, Bruder.“
„Nun, es ist geschehen.“
„Gott die Ehre! Hast im Himmel
Du dich umgesehen?“

„Umgesehen.“ – „Ja, wie ist's dort?
Sprich, mein Freund, erzähle!
Denn das göttliche Geheimnis
Brennt mir auf der Seele.“

Sprach der Geist: „Es zu begreifen,
Große Sache, richtig.
Aber deine Aug und Ohren
Sind dafür zu nichtig.

Als des Nachts im Streit wir damals
Dies und das vertraten –
Bruder, beide auf den Himmel
Haben wir geraten.

Ordnung ist dort, doch nicht wie wir
Beide sie erfunden,
Sondern ganz, ganz andre.“ Damit
War der Geist verschwunden.

IDYLLE

Es war einmal... Da kamen aus dem Dorfe
Zwei kleine Kinder Hand in Hand gegangen,
Sie gingen auf dem schmalen Wiesenweg
Am blühenden Hang entlang, quer durch die Auen.
Und es war heiß.

Das ältre war ein Junge,
Mit blonden Locken und mit blauen Augen,
Ein Steckenpferdchen in der Hand. Er hatte
In seinem Blusenlatz ein gut Stück Brot
Und eine Blume auf dem groben Hütlein.
Das Mädchen, wenn sie gleich die jüngre war,
Zog ihn mit sich. Wie kleine Kohlen brannten
Die Äuglein ihr, wie Schlehenbeeren schwarz,
Und funkelten. Und wie ein Mauseschwanz
Hing ihr das kleine Zöpfchen, und darein
Ein dünnes rotes Band geflochten war.
Ihr kurzes Röckchen hatte sie geschürzt,
Drin hatte sie gebackene Kartoffeln,
Und grüne Erbsenschoten lugten ihr
Aus ihrem Täschlein.

Mürrisch war der Junge,
Blieb immer stehn und sah sich ängstlich um;
Doch unaufhörlich zwitscherte das Mädchen,
Dem kleinen Kameraden Mut zu machen.
„Pfui, schäme dich! Wenn so ein großer Bursche
Noch weinen will! Ein Junge, und hat Angst!
Wovor denn Angst? Wenn ich es dir doch sage,
So muß es wahr sein. Oder denkst du wohl,
Daß mir die Großmama was vorgelogen?
Und schau doch, ist's denn gar so weit von hier?
Nur diesen Hügel noch, dann kommt der Dil, *

* Der Dil ist ein Berg in den Karpaten, unweit von Drogobytsch.

Und dann den Dil bergauf, und immer höher –
Ganz hoch! Und weiter nichts! Dann ruhn wir aus –
Vielleicht auch nicht – denn wozu da noch ausruhn,
Wenn wir doch schon so nah sind... Schrein wir: Hu!
Und laufen einfach dorthin, wo sie stehn,
Die Eisenbalken, die den Himmel halten,
Verstecken uns dahinter, und ganz stille,
Ganz stille warten wir bis an den Abend.
Und daß du dich nicht unterstehst zu faseln
Und gar zu heulen! Hörst du? Werd dich sonst
Verprügeln! Sieh, und wird es endlich Abend,
Die liebe Sonne geht zur Nacht nach Haus
Und klopft ans Tor – dann schleichen wir uns leise,
Ganz leise hinter ihr mit ihr hinein.
Und weißt du, was Großmutter mir erzählte?
Sie hat ein Töchterlein, so hold und schön,
Da bist du weg. Und jeden Abend macht sie
Der Mutter auf das Tor und jeden Morgen.
Und wie sie lieb und gut ist zu den Kindern,
Da bist du weg. Die Sonne aber will nicht,
Daß Kinder sie besuchen, daß sie nicht
Mit ihnen ausreißt. Doch wir beide schleichen
Ganz leise hin und – husch! Wir fassen sie
An ihren Händen, wo die Sonne uns
Ja nichts mehr tut. Nur Angst darfst du nicht haben.
Und ja nicht weinen! Ist ja doch so nah;
Und auf den Hinweg haben wir genug.
Und dieses Fräulein gibt uns doch so viel,
Sie gibt uns alles, was wir haben möchten.
Was wünschst du dir von ihr?“

Der Knabe schaute
Sie an und steckte in den Mund den Finger
Und sprach: „Vielleicht ein neues Steckenpferdchen?“
„Hahahaha!“ so lachte laut die Kleine.
„Nu was denn sonst, vielleicht ’n neuen Hut?“

„Wünsch, was du willst, doch ich weiß viel was Beßres,
Was ich mir wünschen werde.“

„Was denn dann?“

„Aha, das sag ich nicht!“

„Du mußt es sagen,

Sonst wein ich!“

„Was nicht gar! Willst du jetzt weinen,
Geh ich allein und nehme dich nicht mit.“

„Und warum sagst du's nicht?“

„Du Dummer, höre,

Was meine Großmama mir noch erzählte:

Sie hat viel schöne Äpfelchen – aus Gold.

Und wem sie schenkt von ihren goldnen Äpfeln,

Der bleibt sein Leben lang gesund und glücklich

Und wird so schön, für alle Welt ein Wunder.

Doch nur für Mädchen sind die Äpfelchen.“

Der Kleine weinte: „Ich will Äpfelchen!“

„Was weinst du, Dummer, bitte nur recht schön;

Ich sage ihr, sie soll auch dir eins geben.

Und wenn wir jeder so ein Äpflein haben,

Gehn wir zurück nach Haus; doch keinem sagen

Wir was davon. Sagst du was?“

„Niemand sag ich's.“

„Denk dran! Und sagst du's, nehmen sie dir's weg,

Nicht wahr?“

„Ja!“ sprach der Kleine und sie gingen.

Und viele Jahre sind seitdem vergangen.

Ganz anders als die Kinder je erwartet,

Und schwer und mühsam war und lang der Weg

Zum Haus der Sonne. Himmel, Feld und Gräser

Und auch die Sonne hatte sich verwandelt

Im Aug des Knaben. Doch die ihn geleitet,

Die Freundin blieb ihm allzeit unverändert.

Ihr immer fröhliches und liebes Zwitschern,

Ihr Lächeln und die unverloschne Hoffnung
War der lebendige Strom, in den zusammen
Das Gestern mit dem Heut und Morgen fließt.
Den alten Wunsch hat nicht die Zeit verwelkt,
Er wuchs nur, klärte sich und wurde reif.

Sieh, auf dem großen Weg, wo viele Menschen
Sich drängen, mittendrin in Streit und Hast,
Gehn sie dahin, in ihren Busen während
Die Kinderherzen, ihren besten Schatz.
Der Hochmut rauscht vorbei, der stolze Dummkopf;
Der Hochgeborne schaut herab und spottet;
Doch kommen sie zum Haus des armen Manns,
Er labt sie in der Glut mit kühlem Wasser
Und weist den Weg, beherbergt sie beim Regen
Und gibt ein Lager ihnen für die Nacht.
Sie aber, Hand in Hand, in stiller Freude,
Und ohne hinter sich zu schau'n, und ruhig
Gehn ihren Weg der goldnen Sonne nach.

1886

DER KNECHT

Müd geht er hinterm Pflug und singt ein Liedlein bitter –
So seh ich ihn vor mir.
Voll Runzeln seine Stirn, von Müh und Not verwittert,
Ein altes Arbeitstier.
Im Herzen noch ein Kind, wenn auch der Kopf ihm schon
Kraftlos vornüberfällt.
Von Kind auf plagt er sich für einen Hungerlohn
Mühselig durch die Welt.
Wo er den Pflug hinlenkt und wo sein Eisen sprengte
Der Erde trüchtige Schicht,
Ging bald der Roggen auf, von goldnen Ähren drängte
Das Feld sich voll und dicht.
Und warum ist sein Hemd zerschlissen und zerrieben,
Warum so dünn und schlecht
Der Kittel, den er trägt? Warum ist er geblieben
Nichts als ein armer Knecht?
Er kam als Knecht zur Welt, wenn auch die Reichen sagen,
Er wär ein freier Mann;
Verachtet, hungrig schon in seinen Kindertagen
Sein ewiges Joch begann.
Aus Hunger dann verkauft er Freiheit, Kraft und Leben
Für einen Bissen Brot,
Der doch nicht satt ihn macht, nicht langt, ihm Kraft zu geben;
Und tief beugt ihn die Not.
Er singt ein traurig Lied, und hinterm Pfluge schleicht er,
Gebeugt von Traurigkeit;
Und kann sein Liedlein auch des Herzens Weh erleichtern,
Es zwingt doch nicht das Leid.
Doch ist das Lied ein Tau, auf dürres Land gefallen,
Das ihn mit Wonne trinkt;
Doch ist im Lied ein Ton, wie fernen Donners Hallen,
Wenn ein Gewitter winkt.

In Kummer lebt er hin, bis Stürme sich erheben,
Herdonnernd im Gewitterschein.
Das heilige Stückchen Land, er liebt es wie sein Leben,
Als wär's sein Mütterlein.
Ihn kümmert's nicht, daß er mit seinem Schweiß nur Fremde
Und ihre Herrschaft nährt;
Ihn kümmert's nicht, daß all der Segen seiner Hände
Nur seinem Herrn gehört.
Wenn nur die Frucht gerät auf seinem Stückchen Lande,
Das er mit Schweiß gedüngt,
Wenn seine Arbeit nur – und sei's auch nur dem andren –
Des Himmels Segen bringt.

Der Knecht ist unser Volk, des Ströme Schweißes rinnen
Auf fremdes Ackerland.
So jung an Herzen und so hoch an Geist und Sinnen,
Wenn auch ins harte Joch gespannt.
Jahrhundertalter Traum, sein eignes Glück zu schmieden,
Verklärte Leid und Müh.
Ihm war Tatarenjoch, Leibeigenschaft beschieden;
Es überlebte sie.
Jedoch im Herzen tief, geschwächt von Not und Sorgen,
Blieb stets die Hoffnung hell,
Wie unter dem Granit des Felsengrunds verborgen
Sich rührt der kalte Quell.
In goldnen Märchen nur, in holden Traumgespinnen
Erkennt es sein Geschick
Und schleppte Tag für Tag im Joch sich, dumpf und finster
Und ohne Lust und Glück.
Nur weil's die Heimat liebt, hat es ertragen können
Der Zeiten Last und Not
Und die Jahrhunderte voll Schrecken, Mord und Brennen,
Der Söhne Massentod.
Aus dieser Liebe ward es gleich dem alten Riesen,
Dem Sohn der Erdenkraft,

Der unbesiegt, so oft sie ihn auch niederstießen,
Zu neuem Kampf sich aufgerafft.
Ihm ist es gleich, für wen es pflügt, doch singend pflügt es
Das weite trüchtige Feld;
Mit Gleichmut trägt's die Not, sich um sein Glück betrügt es,
Wie es den Herrn gefällt.

Ja, Riese, pflüg und sing, ans alte Joch gekettet
Von Not und Dunkelheit.
Die Ketten sprengen wir, erheben uns, gerettet
Aus Leid und Niedrigkeit.
Nein, nicht vergebens klang im Lied dein Geist und Wille,
Wie dich der Feind auch trat.
Nein, nicht vergebens sang's in deiner Märchen Fülle
Von deiner Siegestat.
Frei wirst du sein, du wirst nicht mehr dich selbst betrügen.
Das Land wird frei, das Feld ist dein;
Als eigner Arbeit Herr wirst du dann sä'n und pflügen
Und Herr im eignen Lande sein.

1876

IN DER SCHENKE

Er saß im Schenkchen, Wodka trank er,
Sein Herz tat weh; er hat gedacht
Der Kinder und der Frau, der kranken,
Gedacht, wie einst das Glück gelacht...
Wie er noch Herr im eignen Haus,
Wie seine Nachbarn hoch ihn schätzten,
Wie jeder grüßte, ging er aus,
Und alle freundlich mit ihm schwätzten.
Und dann... Da trat das Unglück ein.
Und wieder fühlt das Herz er brennen.
Als sie ihm rieten, still zu sein,
Weshalb hat er nicht schweigen können?
Denn als der Herr das Dorf gerügt
Und ließ zum Unrecht sich verleiten,
Obwohl sie nie sein Feld gepflügt –
Darf man dem Herrn ein Recht bestreiten?
Weh, wer sich macht die Herrn zum Feinde!
Sie wußten noch nicht, was das sei:
Der Spruch war gegen die Gemeinde;
Er selbst kam auf den Hund dabei;
Vieh, Garten, Acker, Haus und Ställe
Fraßen die Kosten des Gerichts,
Und in die heimatlose Hölle
Zog mit den Seinen er, mit Nichts.
Kein Dach, kein Brot, es stirbt an Hunger
Die Frau schon, und die Ernte winkt;
Die Kinder sind als Knecht verdungen –
Und wo ist Väterchen? Er trinkt.

1881

SURKA

POEM

Surka heiß ich, bin ein armes
Judenmädchen. Gott verlieh mir
Keine Schönheit, bin verwachsen
Und bin häßlich von Gesichte.
Wie sollt auch die arme Surka
Wohlgestalt und Schönheit werden!
Ohne Mütterchen und Vater
Wuchs ich auf bei fremden Leuten,
Die mich prügelten und stießen.
Und so lebt ich zwanzig Jahre.
Lebte? Nein, von einer Schenke
In die andre muß ich kriechen,
Mußte Tag und Nacht mich rackern.
Faul und leckrig war die Wirtin
Und der Wirt ein böser Frömmler,
Und die Gäste stolz und kiesig...
Alle hatten sich verschworen,
Immer nur die Magd zu hetzen;
Und, gekniffen und gestoßen,
Soll sie nicht zu winseln wagen,
Muß zum dummen Spiel noch lachen
Hinter der Empörung Tränen.
Ja, so lebt ich zwanzig Jahre.
Einmal hört den Wirt ich flüstern:
„Wirst du zu mir kommen, Surka,
Nachts, wenn meine Frau verreist ist?“
Bin ich unschön auch, verwachsen,
Mein Verstand noch dumm und dunkel,
Kann ich auch nicht lesen, schreiben,
Weiß auch nicht, zu Gott zu beten –
Ahnt ich doch im tiefen Herzen,
Was der Wirt von mir verlangte.

Erst gedacht ich fortzulaufen,
Dann der Wirtin zu erzählen.
Doch dann kam mir ein Gedanke:
Ist doch gleich, mein Leben rieselt
Wie das Wasser durch die Sümpfe,
Ohne Glück und ohne Freude!
Sterben werd ich und nichts wissen
Von dem Glück, das alle kennen;
Und wer unfruchtbar ist, soll ja
Auch nicht in den Himmel kommen.
Möcht doch gern ein Kindlein haben,
So ein kleines! Gott im Himmel,
Ach, wie werd ich lieb es haben!
Deine Händchen, deine Füßchen
Werd ich mit den Lippen wärmen!
Mir vom Munde werd ich sparen,
Daß von uns doch eines satt wird.
Mögen sie mich schimpfen, schlagen,
Wenn nur wie ein Menschenkindlein
Meine Blume sich entfaltet!
Ja, so gingen die Gedanken,
Wenn am Fluß ich Wasser schöpfte,
Wusch die Schüsseln in der Küche
Und des Schankwirts Krempel putzte.
Und ich fühlte stark und stärker,
Wie sich unter meinem Herzen
Etwas schon begann zu regen.
Oft versetzt es mir den Atem,
Und es fällt, als wär ich trunken,
Mir die Arbeit aus den Händen.
Sitze mit geschloßnen Augen...
Und im Halbschlaf flimmert's, wimmert's;
Ach, es ist das liebe Kleine;
Und ich fühl was Weiches, wie es
Nach der Mama Brüsten zappelt,

Lacht und strampelt mit den Beinchen.
Lange hätt ich so gegessen,
Hätte nicht die Wirtin heimlich
Mich beluchst; sie schrie und zankte,
Und sie schlug mich ohn Erbarmen.
So aus meinem Traum gerissen,
Schau sie an – doch ohne Bösheit!
Denn in jenen Tagen hatt ich
Nicht ein Krümchen Haß im Herzen –
Aber stolz wie eine Zarin
Hätt zum Weib ich sagen mögen:
„Bist du auch die reiche Wirtsfrau,
Ich die Schaffnerin, die ärmste,
Bin doch dir jetzt gleich geworden!
Böse, ich bin Mutter, Mutter!“
Als die schwere Stunde nahte,
Kam die Wirtin bald dahinter.
O was war das ein Gezeter!
Und in Schnee und Wind und Kälte
Jagten sie mich aus der Schenke.
Und der Wirt, der vor der Alten
Zittert, wagte nicht zu piepsen;
Doch im Herzen war noch Mitleid,
Spannt die Stute vor den Schlitten,
Brachte mich zur alten Amme,
Gab ihr heimlich ein paar Kronen;
Und er sagte: „Surka, Ärmste,
Magst, solange du kannst, hier wohnen;
Und ich werde für dich sorgen.
Fürchte Gott, und nie ein Wörtlein
Sollst du meiner Wirtin sagen,
Daß das Kind von mir ist, hörst du?
Weil die Böse sonst mich umbringt!“
Einen Jungen schenkte Gott mir,
Schön und kräftig, wie ein Engel.

Einen Monat bei der Amme
Lebt ich, bin schon wieder munter;
Doch mein Wirt läßt sich nicht blicken.
Alt und arm ist doch die Amme
Und hat selber nichts zu beißen.
Keine Arbeit, keinen Kreuzer –
Oh, es ging uns bitter, bitter.
Und die alte Amme sagte:
„Siehst doch, Surka, Ärmste, daß wir
Hier nicht länger leben können –
Jeder muß ein Nest sich suchen.
Mache zu mein Haus im Winter,
Such im Armenhaus ein Eckchen.
Aber du, pack auf dein Kindchen,
Geh zu deinem Wirt, du Ärmste!
Wenn die Wirtin dich nicht einläßt,
Mußt du eben weiterziehen.“
Grausam war der Frostwind, beißend,
Und im Feld war Schneegestöber.
Barfuß lauf ich, nichts am Leibe;
Alles hatt ich nur gewickelt
Um das Kind, daß es nicht fröre;
An mich selber dacht ich wenig.
Und ich kam zur Schenke wieder,
Trat zur Tür ein. Doch die Wirtin
Fauchte an mich wie ein Sperber...
(Hatte eine neue Magd schon).
Böse keift sie: „He, was willst du?“
„Meinen Lohn mir holen“, sagt ich,
„Denn ich schaffte hier fünf Jahre.“
Oh, da fing sie an zu kreischen:
„Sag, du liederliche Natter,
Wessen Kind ist das, du Unzucht?“
„Meines“, sagt ich drauf, „und Gottes!“
„Sagst du nicht, von wem das Kind ist,

Kriegst du Lohn nicht einen Kreuzer!“
„Niemals werd ich's sagen, niemals!“
„Marsch, dann aus dem Haus, du Fetzten!
Daß du nie mir vor die Augen
Kommst mit deinem grindgen Bankert!“
„Fürchtet Ihr nicht Gott, Frau Wirtin?“
Sag ich. „Seht den Schneesturm draußen;
Und ich bin fast nackt und barfuß.
Habe doch ein kleines Kindchen.
Es wird Nacht, wo soll ich hin denn?“ –
„Fort, mein Haus wird nicht besudelt!
Scher dich zu des Teufels Mutter!“
Wütend sprang sie auf, die Schlange,
Stieß mich aus der Tür. Da stand ich
Nun im Frost und Schneegestöber.
Wie von Sinnen ging und ging ich;
Ach, so schwer war mir's im Herzen...
Wo war nur der Wirt geblieben?
Warum ließ er das geschehen?
Warum sprach er nicht, und warum
Wehrt er nicht der giftigen Natter?
Doch wo komm ich nachts nun unter,
Und an welche Türe klopf ich?
Wohl fünf Jahre in der Schenke
Lebt ich, doch war nie im Dorfe,
Kannte nicht die Leute, die dort
In den grauen Häusern wohnen.
Alle sind mir fremd geblieben,
Alle kamen nur, zu saufen,
Alle nur, die arme Jüdin
Zu beschimpfen und zu schlagen.
Und mir wurde schrecklich einsam,
So als wär im tiefen Wald ich
Unter Wölfen.

Dunkel wird es.

Und das Kind fing an zu weinen.
Da ich fühle, daß die Brust noch
Milch hat, setz ich an den Zaun mich
In den Schnee im dunklen Winkel,
Daß ich seinen Hunger stille.
Und auf einmal fängt das Kleinchen
Fest und gierig an zu saugen –
Denn noch fühlt es nicht die Kälte.
Aber rote Bäckchen hat es.
Und es trinkt, mit schwarzen Augen
Blickt's mir ins Gesicht und schaut so,
Ganz verständig, so als wollt es
Mir mit seinen Augen sagen:
„Brauchst dich nicht zu fürchten, Mama!“
Und da war mir's so, als wär es
Um mich mild und hell geworden
Und der Schnee schon weggeschmolzen.
Und es wehten warme Winde,
Und es winkten grüne Zweige ...
Und mein kleines Englein seh ich
An und kann mich gar nicht sattsehn –
Ungemach und Leid vergaß ich ...
Plötzlich heulten wo die Hunde,
Und der Wind piff um die Ohren,
Warf den Schnee mir in die Augen –
Und auf einmal kam ich zu mir,
Fühlte, wie mir Händ und Füße
Hart und taub wie Eis geworden.
Auch das Kindlein fror und weinte,
Und so müde wurd ich, müde ...
Gott im Himmel! Ich erfror ja!
Und in der Minute blitzte
Durch den Kopf mir der Gedanke:
„Ja, erfriere, nichts ist besser!
Wirst nicht mehr zu leiden haben.“

Doch des Kindes Weinen ging mir
Wie ein Messer durch die Seele;
Schändlich war ja, was ich dachte.
Mag ich selbst zugrundegehen!
Aber warum soll's das Ärmste?
Alle Kraft nahm ich zusammen,
Wühlt und grub mich aus der Schneelast,
Denn ich war schon halb verschüttet,
Wickelte mein Kindchen fester ...
Laufen, doch Gott weiß wohin nur,
Ohne Kräfte. Es zu wärmen,
Drückt das arme Kind ich an mich,
Doch war selbst schon ohne Wärme.
Und es war kein Weg zu sehen.
Ich versackte in den Schneewehn,
Und der Wind schlug ins Gesicht mir ...
Fühllos stapf ich; und da seh ich:
Dort aus einem Häuschen blinzelt
Ein ganz schwaches Licht im Fenster.
Und auf einmal dacht ich: soll ich
Nicht mein Kindchen dort ins Vorhaus
Unters helle Fenster legen?
Denn hier schliefen noch nicht alle.
Wenn ein Kindlein weint, sie hören's,
Und dann holen sie's und wärmen's ...
Und dann lauf ich weg vom Hause,
Bis ich wo im Schnee verende.
Ja, so dacht ich und so tat ich;
Küßte zärtlich sein Gesichtlein,
Das schon angehaucht vom Frost war
Und beweht von kalten Flocken,
Packt es ein, so fest ich konnte;
Heimlich in die Mauernische
Unters helle Fenster schob ich's.
Und ich selber wie im Schläfe

Ging nun, ging nun übers Schneefeld.
Ach, das war ein Weg, ein schwerer!
Und es war, als ob die Beine
Immer schwer und schwerer würden;
Keine Kraft mehr, sie zu heben.
In die Augen schlägt der Wind mir,
Pfeift um mich – und richtig hör ich
Wie er Worte pfeift: „Unzüchtge
Surka, schändliche, was tust du?“
Und da bleib ich stehn ... Im Herzen
Wie mit Nadeln sticht's. Ich lausche
In den Wind, und aus dem Rauschen
Immer wieder, denk ich, hör ich –
Wie das Kindlein bitter winselt.
Und ein schrecklicher Gedanke
Fing mir an im Kopf zu wühlen:
„Wie nun, wenn sie alle schliefen!
Niemand hört des Kindleins Weinen,
Und mein Kindlein muß erfrieren!
Wie, und wenn's die Hunde hören,
Und sie fressen es lebendig!“
Und im Schnee versunken steh ich,
Wende mich mit allen Kräften,
Und ich fange an zu schreien:
„Rettet mir mein Kind! Zu Hilfe!“
Doch ringsum nur taube Leere,
Und der Wind frißt meine Stimme ...
Wie ein Pferd sich losmacht, reiß ich
Aus dem Schnee mich, laufe, laufe
Nach dem Dorf zurück. Ich strauchle,
Falle, laufe, stürze wieder,
Schrei und weine – doch vergebens!
Laufe, unter Qualen lauf ich;
Und mir ist's, als ob ich Stunden
Schon gelaufen, Ewigkeiten –

Doch das Licht ist nicht zu finden.
Schober seh ich, Weidenbäume,
Höre fern die Hunde bellen,
Hör die tiefen Schleusen gurgeln,
Doch das Haus ist nicht zu sehen!
Nun ergriff mich die Verzweiflung
Und zerriß mir meine Seele.
Plötzlich wie im Wahnsinn ras ich,
Und im Toben schrei und heul ich.
„Was ist los?“ so fragt mich jemand.
Schau mich um – und der Gendarm ist's!
Seh den Karabiner blinken
Und am Koppel sein Laternchen.
Als ich in der Schenke schaffte,
Hatt ich Angst vor dem Gendarmen,
Aber noch viel mehr der Schankwirt.
Aber hier auf einmal hatt er
Gar nichts Schreckliches mehr an sich.
Vor ihm auf die Knie hin sank ich
Wie vor meinem heiligen Retter.
„Herr“, so fleht ich, „Surka bin ich,
Die dort in der Schenke diente,
Und ich bin mein Kind am Suchen!“
Und erzählt ihm alles, alles.
Der Gendarm nahm an der Hand mich,
Führte mich herum im Dorfe,
Bis wir wo ein Lichtchen sahen.
„Ist es dieses Haus hier?“ fragt er.
„Herr, ich weiß nicht, ich will nachschaun!“
Ich ging hin – o Gott im Himmel!
Ja, es war's, und auch die Nische –
Doch das Kindchen war verschwunden!
Und wie leblos stand ich, sagte:
„Fort das Kind!“ Doch da, im Hause
Ward es hell, ich hörte sprechen ...

Der Gendarm klopft an ... Wir treten
In die Tür, da hör ich weinen
Schon mein Kindchen. „Gott im Himmel!“
Konnt ich nur noch schrein, dann fiel ich
Draußen auf dem Flur in Ohnmacht.
Weiß nicht mehr, was dann geschehen,
Nur noch eins, als wenn's ein Traum war,
Daß im Bauernhaus ich liege,
Hell die Stube, warm und sauber ...
Bei mir sitzt die gute Alte,
Sitzt, und traurig wiegt den Kopf sie,
Und ganz leise, leise sagt sie:
„Ach, wie dumm doch warst du, Surka!
Warum klopfest du nicht? Sind wir
Solche Hunde wie dein Schankwirt
Und sein Schandweib? Wir sind Menschen!
Sag, ist das erhört, im kalten
Schnee ein Kindchen auszusetzen?
Noch ein Glück war's, daß ich wach war
Und gebetet hab. Da hör ich:
Dort im Vorhaus, unterm Fenster
Klätzlich mauzt es wie ein Kätzchen ...“
Wieder kam die Ohnmacht ...

Hier erst

Kam ich zu mir, im Gefängnis,
Im Spital. Drei Wochen hätt ich,
Sagen sie, verbracht im Fieber ...
Und nun soll ich vor den Richter.
Mag er richten, meinerwegen!
Ist mir gleich, wie sie mich richten!
Ist mir gleich, wie sie mich strafen!
Stand ich nicht in jener Nacht schon
Vor dem Richter? Überstand ich
Etwa nicht die schwerste Strafe?
Was nun wird – soll mich nicht kümmern.

Arbeit hab ich nie gefürchtet;
Und vor nichts im Leben schreck ich,
Hab ich nur mein Kindlein bei mir.
Dafür will ich alles leiden ...
Einmal sagten sie, sie wollten
Mir das Kind nicht wiedergeben.
Nun, und weil ich so gefiebert,
Haben sie's nicht zugelassen.
Denn sie sagen, unaufhörlich
Hätt gerast ich und geschrien,
Immer nur gesucht das Kleine,
Daß der Doktor schließlich sagte:
„Gebt das Kind ihr, sonst kann ich mich
Für ihr Leben nicht verbürgen!“
Und es ist schon schön gewachsen,
Und sogar schon lächeln kann es.
Seht doch, wie es spielt und zappelt,
Mit den Händchen nach der Brust langt!
Ach, mein einzger Schatz, mein kleiner,
Du mein ausgelabner Wildfang! ...

1889

GEDANKEN AM FELDRAIN

I

Der grüne Faden dort, der wie ein Bändchen
Sich schlängelt um jedes Äckerlein,
Das ist der Terminus*, Grenze des Ländchens,
Das Zeichen: hier trennen sich „mein“ und „dein“.
Hier hat Trofim seiner Streifen viere
Und dort Michail seiner Streifen drei:
So leb jeder für sich, zahl neue Gebühren,
Nehm nichts vom andern, was es auch sei!
Wen kümmert's, daß Michail und Trofim
Auf ihren Streifchen sich hungernd plagen,
Bis Hände und Füße den Dienst versagen?
Und eines Tags dann – das Ende ist schlimm.
Wen kümmert's, daß ihnen zugrundegehn
Und dürr werden ihre Küh und Kälber,
Das Feld immer schlechter trägt und sie doch selber
Nicht schlechter als andere pflügen und sä'n!
Wen kümmert's, wenn in der Verzweiflung Leid
Sie schließlich Hoffnung und Mut verlieren!
„Zu winzig das Feld! Zu schwer die Zeit!
Schon gucken die Schulden aus Fenstern und Türen.
Wer rettet uns noch ... Wie der Fisch im Sand
So rappeln und zappeln wir, ratlos und tatlos.“

Wohl traurige Worte, ein schwerer Stand!
Doch wie ihnen helfen – bist selber ratlos.
Da sind sieben Streifen, vom Feldrain getrennt,
Und sag, was du willst, keine schlechtere Erde;
Bei tüchtiger Arbeit könnten am End
Sogar acht Seelen satt davon werden.

* Terminus hieß in der Antike der Gott der Grenzen.

Bei beiden sind sechs! Und was hinderte sie,
Den Rat anzunehmen, zu ihrem Segen,
Die beiden Felder zusammenzulegen,
Mit all ihrer Wirtschaft, Behausung und Vieh?
Ach ja, diese Grenze! Sie schwächt ihre Kraft,
Die ohnehin schwache. Statt daß sie im Bunde
In friedlicher Arbeit ihr Glück sich geschafft,
Gehn bei der Teilung sie beide zugrunde.

2

Als Junge kannte ich jeden Rain:
Ich stampfte hinter der Mutter drein,
Wenn sommers sie in der Abendruh
Ging Futter holen für unsere Kuh.
Und breit war der Rain, einen großen Schritt;
Zwei Säcke voll Gras gab ein Sichelschnitt.
Und furchtlos war ich mit meinen jungen
Beinchen im Stoppelfeld rumgesprungen.
Nun steh ich wieder am Rain: ja, schau her!
Das sind doch die alten Raine nicht mehr.
So dünn sind sie jetzt wie das Fädchen am Saum;
Ein Fremder entdeckte das Grenzzeichen kaum.
Sie haben's beschnitten an beiden Borden,
Denn jedes Krümchen war kostbar geworden.

Was rauft man sich so um ein Streifchen heut?
Warum denn leben so eng die Leut?
Oder gibt's heut so viel Menschen mehr?
Oder ist größer heut ihr Begehrt?
Nicht zuviel Menschen auf unserem Feld,
Nicht einer, der neue Ansprüche stellt!
Sie müssen, statt für sich selber zu ackern,
Für fremde, gierige Drohnen sich rackern.

Da macht so ein Blödian sinnlosen Schwatz:
„Ein Krieg muß kommen; es ist kein Platz
Für alle Menschen, die Welt ist zu klein.
Wenn weniger sind, wird es freier sein.“
Ja, freier! Der Arbeit tüchtigste Hände
Verkämen, Vernichtung und Leid ohne Ende;
Wo früher kein Brot, wär auch jetzt kein Brot,
Und zur alten Not käm die neue Not.

Das Volk, sich drängend Streifen an Streifen,
Kann nicht die Widerstände begreifen,
Des Elends heimliches Wurzelgeflecht,
Das seine Kräfte verzehrt und schwächt.
Ihr dünnen Grenzen um jedes Stück,
Wie engt und lenkt ihr der Menschen Blick
Vom großen Ziel der Gemeinsamkeit!
Wer weist nun den Weg uns, so frei und weit?

3

Ein Mensch kommt, ich soll einen Rat ihm geben:
„Was soll ich machen? Da ist ein Stück Grund.
Mein Großvater hat dort sein ganzes Leben
Gelebt, wenn auch nur von der Hand in den Mund.
Drei Ruten! Nun, damals ging es noch glatt,
War nicht so eng wie in jetzigen Tagen –
Mal gut, mal schlecht, zwischen hungrig und satt,
Hat sich der Alte so durchgeschlagen.
Zwei Söhne hat er; die nahmen sich Fraun.
Ein Haus für alle. Dann kamen auch Kinder.
Der Alte sprach: „Müßt gemeinsam baun!
Denn teilt ich das Feld, so wär ich ein Sünder.
Jetzt trägt's schon nicht viel, aber was wär dann,
Wenn jeder ein Stück nur für sich wird haben?

Nein, ich teil es euch nicht, ich denke nicht dran!
Vertragt euch! Doch nehmt ihr den Rat nicht an,
Dann mögt ihr teilen, wenn ich begraben.“
Im Frühjahr ging dann der Typhus rund,
Und Vater und Söhne gingen zugrund.
Sie ließen zurück zwei Mädchen und Knaben.
Ich war der Ältste, war eben erst drei.
Mein Vetter erst eins. Und die Mädchen, die zwei,
Noch nicht von der Brust. Uns Jungen vergaben
Die Mütter zu Reichen, die kinderlos.
Denn wovon leben! Sie sagten zu ihnen:
Gebt ihnen zu essen! Und sind sie erst groß,
Dann haben sie es euch abzudienen.

Wir haben gedient, und wir lernten das Leid.
Die Mütter starben. Ich war zu der Zeit
Schon zwanzig; ich durfte nach Haus mich begeben;
Heiratete, hab dann in Ordnung gebracht
Das Feld, das Großvater uns vermacht,
Und fing nun an, dort dürftig zu leben.
Und träumte: den Jüngeren zahle ich aus.
Das Feld bleibt ganz, wie's gewollt der Alte!
Hier will ich bleiben und schalten und walten,
Sonst kommen die Fremden mir über das Haus.
Verheiratet werd ich die Jüngerlein;
Den Vetter wird wohl eine Witwe leiden ...
Denn sieh, ist für zweie das Hemd zu klein,
So trägt es doch besser einer allein,
Als in zwei Teile es zu zerschneiden,
Wo es doch keiner mehr anziehen kann.
So hab ich öfter mit ihm gesprochen.
Doch der liebe Bruder, was tat er dann?
Er hörte sich's an; und nach ein paar Wochen
Läuft zum Gericht er. Läßt registrieren
Das ganze Vermächtnis, was steht und liegt;

Wir sollten halbieren und nochmal halbieren,
Als hätte das je unser Ahne verfügt.
Ich war sehr traurig, hab zu ihm gesandt,
Daß wir auf Abfindung uns vertragen;
Geh selber hin, bitte ihn: Hab doch Verstand!
Das Stückchen kann doch für alle nicht tragen,
Denn Haus und Feld langt für alle nicht her!
Denk doch an Großvaters gute Lehr:
Nicht teilen! Verwirfst du Großvaters Lehren? –
Umsonst, er wollt nichts von Auszahlung hören!
Zwei Jahre drauf hat das Gericht geschrieben:
Was Großvater eigen war, Feld und Haus,
Das geht in zwei Teile! Dabei war's geblieben.
Nun zahlt auch den Schwestern die Mitgift aus!
Was soll ich nun machen? Hier bin ich am Ende.
Denn wenn wir teilen, dann bleibt für mich
Nichts übrig. Mein Anteil ist schon verpfändet;
Nichts für die Schwester; ein Bettler bin ich.
Vielleicht krieg ich Zeugen noch für das Gericht,
Daß Großvater gegen die Teilung gewesen,
Daß es ein Urteil für Abfindung spricht. –
Ach nein! Was hat Gott mir nur auserlesen!“

4

O neue menschliche Bruderschaft,
Kommst bald du zu uns in die dunkle Haft?
Ich seh ohne Grenzen die Felder liegen,
Ich seh in gemeinsamer Arbeit sie pflügen,
Frei, stark und gesund, mit glücklicher Miene.
Sollst du nicht so werden, mein Land, Ukraine,
Von Fremden geplündert, von allen vergessen?
So neu und so frei, meine Ukraine!
Und still wird das Leid, das mein Herz besessen.

Ich erwache. Und schaue ins Land hinein:
Dort schlagen Stepan und Iwan sich am Rain;
Dort ackert ein Alter, er kann kaum noch kriechen,
Und weint um den Sohn, der in Bosnien fiel;
Dort droht der Vater dem Sohn mit dem Stiel;
Dort keift es herüber von Weiberflüchen ...
O Heimat, zertreten, beraubt deiner Ehre,
Es wäre besser, dein Land verfiel,
Wenn dies für ewig dein Schicksal wäre!

1881

MEINE LIEBE

Sie ist so gut, im lichten Kranz
Ruht ihrer heiligen Schönheit Blüte,
Aus ihrem Antlitz strahlt der Glanz
Von Ruhe, Redlichkeit und Güte.

Sie ist so gut, und doch ist sie
So unglücklich, reich an Tränen;
Und sind's nicht ihre Seufzer, die
Aus ihren leisen Liedern stöhnen?

Wie hätt' ich, die ich so erkannt,
Nicht innigen Herzens lieben müssen
Mit ewiger Liebe, unverwandt,
Mir selbst und meinem Glück entrissen!

Könnt ich ihr Bildnis wundersam,
Das liebend ich vor Augen habe,
Vergessen über Leid und Gram
Des Daseins, ja noch selbst am Grabe?

Werd ich, als jener Liebe Preis,
Der heiligen Liebe mich begeben
Zu jenen, die in Blut und Schweiß
In ihren Eisenketten leben?

Nein, wer nicht alle Brüder liebt
Und aller Liebe sich verdiene,
Auch nicht sein Herz in Liebe gibt
Für dich, geliebte Ukraine.

1880

AN J. P. ANTOSCHKA*

Selbständige Sprache oder Dialekt?
Das ist wohl in der Welt die leerste Frage.
Millionen brauchen ihn doch alle Tage,
Wer hat die dumme Frage ausgeheckt?

Millionen suchen heut das Licht der Freiheit,
Die auf Erlösung von den Fesseln harreten;
Und während rings der Hungernden Geschrei heut,
Auf welches Wunder wolln sie denn noch warten?

Stirbt dir dein Bruder Hungers, und du läufst
Nach Brei für ihn, wirst du ihn warten lassen,
Bis du ihm einen Silberlöffel kaufst,
Statt nach dem nächsten hölzernen zu fassen?

Und wenn du deine Mutter siehst ertrinken,
Und wenn sie schreit: „Antoschka, rette, rett!“
Wirst du dann wohl nach einem Lustboot winken?
Reichst du ihr nicht das erste beste Brett?

Nenn's Dialekt, Jargon auch meinerwegen,
Den Löffel und das Brett in diesem Fall;
Sie finden in Millionen Herzensschlägen,
Antoschka, doch lebendgen Widerhall.

Mag arm er sein, so zwischen edlen Rittern,
Mag Russisch, Polnisch, Tschechisch besser sein –,
Solang er noch gebraucht von unsren Müttern,
Solang kann die Kultur ihn nicht verschrein.

* „An J. P. Antoschka“ ist eine Antwort Frankos auf einen der reaktionären Ausfälle gegen die ukrainische Sprache und Literatur.

Wenn auch das Wort beim reichen Nachbarmann
In Purpur geht und läßt den Atlas knistern –
Auf diesen fremden Prunk sind wir nicht lüstern,
Da hängt nur deine dürftige Seele dran.

Ja, wir sind arm, gleich angeschirrten Pferden.
Nur Arbeit segnet unsrer Heimat Feld.
Doch werden wir auch reich und glücklich werden
Im Dialekt, Jargon, wie's dir gefällt.

Ja, Dialekt. Wir werden ihn veredeln
Durch Geist und Liebe, magst du noch so blödeln,
Und schreiben seine unverwischte Spur
Selbständig in die Sprachen der Kultur.

MOSE

VERSEPOS

VORBEMERKUNG ZU „MOSE“

Der ukrainische Dichter Maxim Rylski schreibt über dieses Versepos in seinem Vorwort zu der 1948 erschienenen Ausgabe der Dichtungen Iwan Frankos in russischer Sprache:

„Mit unzweifelhafter, obwohl tief geheimer Projektion in die Gegenwart ist auch das Poem ‚Mose‘ geschrieben, das mit Recht als einer der Gipfel von Iwan Frankos Werk betrachtet wird. ‚Als Grundthema des Poems wählte ich den Tod Moses als des von seinem Volk nicht anerkannten Propheten. Dieses Thema ist in solchem Hinblick nicht ein biblisches, sondern mein eigenes, obwohl ich es auf der biblischen Erzählung gegründet habe‘, erklärt der Autor im Vorwort zu seinem Poem. Es ist jedoch unbestreitbar, daß in den Betrachtungen über die Schicksale des jüdischen Volkes und über die persönliche Tragödie Moses. des von seinem Volk nicht anerkannten ‚Propheten‘, zu hören sind die Nachklänge von Betrachtungen des Dichters über die Schicksale des ukrainischen Volkes und über sein eigenes Schicksal. Der Prolog des Poems ist eine überzeugende Bestätigung dieses Gedankens.“

Über diese Beziehungen schreibt Maxim Rylski an einer anderen Stelle seines Vorworts:

„Keiner der ukrainischen Dichter, Schriftsteller, Denker empfand die Einheit des ganzen ukrainischen Volkes in seinen ethnographischen Grenzen so klar, keiner ersehnte die Vereinigung seines Volke in solchem Maße und rief zu dieser Vereinigung so flammend auf wie Iwan Franko. Im Prolog zu dem Poem ‚Mose‘, seinem wohl vollendetsten Werk, sagt Franko, sich an das ukrainische Volk wendend:

„Doch kommt die Zeit, dann flammst du, und im Frieden
Der freien Völker stehst du, rüttelst mächtig
Den Kaukasus, spannst um dich die Beskiden,
Läßt tosen wie der Freiheit Brandung prächtig
Das Schwarze Meer. Als Herr wirst du jetzt dauern.
Sieh: Haus und Feld sind dein; dein Glück ist trüchtig.“

Die Prophetie des Dichters ist in unseren Tagen unter der klugen Führung J. W. Stalins verwirklicht worden, und wir, die wir im ‚Frieden der freien Völker‘ leben, ‚in der großen, freien, neuen Familie‘ (nach den Worten Schewtschenkos), sind besonders beglückt, diese Verse zu lesen.“

Iwan Franko selbst schrieb in seinem Vorwort zur russischen Übersetzung des „Mose“ 1913 über seine Dichtung:

„Mose ist die grandioseste Figur der alten Geschichte der Menschheit, eine Figur, umgeben von einer solchen Vielheit von tief wahrhaften und oft erstaunlichen Einzelheiten, daß sie, wenn nicht für den Historiker, so doch in äußerstem Maß für die menschliche Phantasie und für seine dichterische Abbildung, eine unerschöpfliche Quelle an Themen und Anregungen darstellt.“

MOSE

Widmung

Mein Volk, gequält, getreten und verachtet,
Vom Haß befallen wie von bösen Plagen,
Wie ein Gelähmter, der am Wege schmachtet,

Um deine Zukunft fühl mein Herz ich schlagen.
Ich kann nicht schlafen, denk ich nur der Schande,
An der noch deine späten Enkel tragen.

Ward es denn ehernes Gesetz dem Lande,
Daß du den Nachbarn mußt als Dünger dienen,
Und ihren Schnellzugskesseln nur zum Brande?

Verbirgst du ewig deinen Zorn vor ihnen,
Um, heuchlerisch ergeben, zu erlangen,
Nur, daß sie dich zu fesseln sich erkühnen

Und dich mit Raub und List zur Treue zwingen?
Und weißt du wirklich in des Schicksals Stunde
Mit deiner Riesenkraft nichts anzufangen?

Und hätten wirklich in der Herzen Grunde
Vergebens nur gebrannt der Liebe Gluten,
Die dich getränkt mit Blut aus ihrer Wunde?

So sollte denn dein Land vergebens bluten
Und deine Kämpfer? Soll es nie mehr kommen
Zu Schönheit, Freiheit, Kraft und allem Guten?

Und auch vergebens wär dein Wort erglommen,
Das Macht und Sanftheit, Kraft und Kunst umschlossen?
Sind deinem Geist die Schwingen denn genommen?

Vergebens hättest du in dein Lied ergossen
Dein Leid, des Lachens Klang, der Liebe Klage,
Drin Trost und Hoffnung wie ein Strom geflossen?

O nein! Nicht nur der Trauer ewige Plage
Ist dir bestimmt! Ich weiß, dein Geist hat Waffen
Und wird erheben sich am Aufstandstage.

O käm der Augenblick, wo umgeschaffen
Die Losung zum Gesetz wird, wo die Stunden
Das dunkle Leid in Flammen mit sich raffen!

O gäb's das Lied doch, aus der Glut entbunden,
Millionen zur Begeisterung aufzurühren,
Bis sie, beflügelt, ihren Weg gefunden!

O wenn! ... Ach, aber wir, die ans Verlieren
Gewohnten, wir von Schand und Zweifeln Müden
Sind nicht erwählt, dich in die Schlacht zu führen.

Doch kommt die Zeit, da flammst du, und im Frieden
Der freien Völker stehst du, rüttelst mächtig
Den Kaukasus, spannst um dich die Beskiden,

Läßt tosen wie der Freiheit Brandung prächtig
Das Schwarze Meer. Als Herr wirst du jetzt dauern.
Sieh: Haus und Feld sind dein; dein Glück ist trüchtig.

So will ich den Gesang, wohl noch voll Trauern,
Doch auch voll Glauben, bitter, doch den freien
Blick in die Zukunft, hinter Tränenschauern,

Bescheidne Gabe, deinem Genius weihen.

Als Mose schon vierzig Jahre zog
In Arabiens Wüstensande,
Kam er mit seinem Volke nah
An Palästinas Rande.

Auch dort war noch Sand, und rot wie Rost
War Moabs Felsgesteine,
Doch hinter ihnen der Jordan blau
Und Gras und Eichenhaine.

Und siehe, es schweifte Israel
In Moabs öden Schlünden;
Doch seine kahlen und schroffen Höhn
Mocht es nicht überwinden.

Und in zerschlissenen Zelten schläft
Das träge Volk bei Tage;
Nur ihre Ochsen und Esel rings
An dürren Kräutern nagen.

Und das verheißene Wunderland
Mit Saphirn und Rubinen,
Schaut hin, da blinkt es schon hinterm Berg,
Doch niemand glaubt's von ihnen.

Nun vierzig Jahre sprach der Prophet
Vom klaren Ziel des Lebens,
Erhabnen Worts vom verheißnen Land,
Doch alles leer und vergebens.

Nun vierzig Jahre lockt und rief
Des Jordans Tal, das kühle;
Sie liefen einem Trugbild nach
Und kamen nicht zum Ziele.

Da warf das Volk seinen Glauben fort :
„Hört, die Propheten logen!
Wir hungern und sterben im Wüstensand!
Noch nicht genug gezogen?“

Sie hofften nicht mehr, nichts lockte sie mehr
Aus jenen Felsensärgen.
Kein Bote ging mehr erkunden das Land
Hinter den roten Bergen.

Und Tag um Tag in Moabs Geklüft,
Unter der Sonne Gluten,
In ihren Lumpenzelten im Schlaf
Ganz Israels Söhne ruhten.

Die Frauen woben und brietten Fleisch
Von Ziegen auf den Scheitern,
Und ihre Ochsen und Esel rings
Nagten an Gräsern und Kräutern.

Doch draußen machen die Kinder sich
Seltsame Spielgeräte:
Bald mauern sie, bald führen sie Krieg,
Bald bauen sie kleine Städte.

Die Väter schauen oft schläfrig zu
Und schütteln ihre Köpfe:
„Wo lernen sie nur diesen Zeitvertreib?
Wer lehrt es die Geschöpfe?

Bei uns doch sahen sie solches nie,
Und in der Wüste nicht minder!
Oder ging gar des Propheten Wort
In Blut und Hirn der Kinder?“

Nur einer unter dem ganzen Volk
 Lag nicht im Zelt im Schlummer,
 Weit über die Berge fliegt sein Geist,
 Voll Sinnen und voll Kummer.

Es ist Mose, der vergeßne Prophet,
 Schon uralt und verfallen,
 Der einsam, ohne Lieben und Fraun,
 Muß nun zu Grabe wallen.

Für seinen großen Gedanken gab
 Er alles, Gut und Segen,
 Verzehrte und klärte sich, litt um ihn
 Und mühte sich allerwegen.

Aus Misraims Knechtschaft riß er los
 Sein Volk mit stürmendem Drängen,
 Zur Freiheit führte die Knechte er
 Aus den gebirgigen Engen.

Als Seele ihrer Seelen dereinst
 Hat er sich oft erhoben,
 Vom Geist besessen und verzückt,
 Zum höchsten Himmel droben.

Auf ihrer Seelen stürmischem Meer,
 In schwerer Prüfung Tagen,
 Ward er mit ihnen manches Mal
 Vom Zweifel hart geschlagen.

Doch der Begeisterung Zeit verrann,
 Sein Wort verhallt im Leeren,
 Es wollen die Jungen schon nicht mehr
 Auf seine Stimme hören.

Für sie war das verheißene Land
Nur eine alte Sage;
Und Ziegenfleisch, Öl und Käse war
Das Glücksgut ihrer Tage.

Daß ihre Väter und Großväter einst
Aus Misraim gegangen,
Mit dieser Dummheit hätte des Volks
Untergang angefangen.

Unter denen Dathan und Abiram
Ließen die Losung fliegen,
Auf Prophetenworte zur Antwort nur:
„Es hungern unsere Ziegen!“

Und wenn er uns zum Aufbruch ruft:
„Die Pferde sind ohne Eisen!“
Und wenn er uns Ruhm und Sieg verspricht:
„Sie werden uns zerreißen!“

Und ködert er uns mit neuem Land:
„Uns geht's auch hier nicht schlechter!“
Und redet er gar von Gottes Gesetz:
„Schweig still, du Spiegelfechter!“

Und als ihnen der Prophet gedroht
Mit Gottes Zorn und Fehde,
Verbot ihm Abiram solches Wort
Als Gotteslästerrede.

Und als sich die Söhne Israels
Versammelt, der Schreihals Dathan,
Der Baal soeben ein Opfer gebracht,
Trug einen Beschluß dem Rat an.

„Wer als Prophet sich aufspielen will
Und lallt wie ohne Faden,
Verheißungen wirft ins dunkle Volk
Von Gottes Zorn oder Gnaden,

Wer Aufruhr weckt und zum Aufbruch ruf
Nach trügerischen Wegen
Und über die Berge lockt das Volk
Dem Untergang entgegen –

Der soll zur Warnung der Narren all,
Die unser Volk gefährden,
Der soll von allen Leuten bespuckt,
Der soll gesteinigt werden!“

3

Der Abend kam. Die drückende Glut
Fiel um die Tageswende.
Noch brannte der Himmel über dem Berg
Wie ferne Feuerbrände.

Vom Himmel wie goldener Regen rann
Die Kühlung mild hernieder;
Und in den Zelten des schweifenden Volks
Ward es lebendig wieder.

Mit ihrem freien, schwebenden Gang
Über die steinerne Stiege
Schwarzäugige Jüdinnen wandeln hinab
Und tragen irdene Krüge;

Sie gehn, die Krüge auf dem Kopf,
Zum kalten Felsenquellchen,
Und lederne Schläuche tragen sie,
Um ihre Ziegen zu melken.

Wie Häslein tummeln die Kinder sich
Über die kahlen Wiesen,
Sie schreien und treiben lustiges Spiel,
Wettlauf und Bogenschießen.

Irgendwo lachen Mädchen im Zelt,
Dort stöhnt ein Herz im Leide;
Und ferne singt einer ein trauriges Lied,
Nachtdunkel wie die Heide.

Nun auch die Väter, die Greise all
Aus ihren Zelten gehen,
Und alle werfen sie ihren Blick
Empor zu den kahlen Höhen.

Huschen nicht hinter dem gelben Dunst
Des Feindes Reiterscharen?
Kommt dort der Teufel des Südens nicht
Im Sandsturm angefahren?

Nein, alles ist still! Nun geht ein Gespräch
Wie jeden Abend im Dämmer:
„Die Ziegen geben ja kaum noch Milch,
Und seht, wie klein die Lämmer!“

„Was denn, hier wird ja nicht einmal satt
Die Eselin, so bescheiden!
Wir müssen fort hier, irgendwohin,
Wir brauchen fettere Weiden.

Ins Land Midian rät Abiram,
Und Dathan will noch weiter.“
„Und Mose? Nun, nach dem gestrigen Rat
Schweigt er wohl jetzt gescheiter.“

Und plötzlich kommt vom Lager her
Geschrei und Lärmen gedrungen;
Und zwischen den Zelten rennt das Volk,
Die Alten wie die Jungen.

Was ist? Ist irgendein Feind in Sicht?
Ein wildes Tier gefangen?
Nein, Mose! Schaut doch, Mose kommt
Aus seinem Zelt gegangen.

Wenn auch die Last der Jahre ihn brach
Und Kummer mit seinem Volke,
In seinen Augen noch brennt es wie
Zwei Blitze in einer Wolke.

Wenn auch seine greisen Haare schon
Weiß wie die ewigen Firne;
Zwei flammende stolze Strähnen stehn
Wie Hörner auf seiner Stirne.

Sie sehen ihn auf dem weiten Platz
Zur Bundeshütte schreiten,
Die ihre vier spitzen Ecken streckt
Nach den vier Himmelsseiten.

Dort drin, mit Kupfer beschlagen, ruht
Die Lade, schwer und eichen,
Dort liegen verwahrt Jehovas Gebot,
Die Sieg- und Freiheitszeichen.

Schon lange wagte sich niemand hinein
In die allheilige Zelle,
Denn Schauer und Schrecken wie ein Hund
Behüten ihre Schwelle.

Am Rand des Zeltens gen Morgen lag
Ein mächtiger Block von Steine;
Von diesem Stein aus richtete man
Das Wort an die Gemeine.

Und siehe, Mose stieg auf den Stein,
Und alles ergriff Entsetzen.
Wagt er es wirklich, zu prophezeien
Und den Beschluß zu verletzen? .

Muß man ihn wie einen morschen Klotz
Zertreten mit den Füßen,
Den unsre Väter und Großväter schon
Den Vater des Volkes hießen?

Sieh, unter den Ältesten Abiram
Kann kaum die Wut noch zügeln.
Und Dathan, der Teufel, huscht herum,
Die Leute aufzuwiegeln.

4

„Der Rat, den ihr gestern gehalten habt,
Ihr Lieben, war zu blöde.
Das muß ich euch erst sagen zuvor,
Bevor ich weiterrede.

Ihr habt beschlossen, ein Siegel mir
Zu tun auf Mund und Seele.
Doch muß ich reden jetzt zu euch,
Trotz euerem Befehle.

Daß ihr begreifen und wissen sollt,
Geschlecht der Blinden und Blöden:
Wenn ihr die lebendige Seele erstickt,
Werden die Steine reden!

Ihr habt eure eignen Ohren verflucht,
Verstopft in dummem Grimme,
Nicht etwa vor meinem irdischen Mund,
Nein, vor Jehovas Stimme!

Doch nehmt euch in acht, wenn er mit euch
Erst spricht mit seinem Munde,
Dann spricht er hundertmal schrecklicher
Als wie aus Donners Schlunde.

Von seinen Worten bebt das Gebirg,
Die Erde wird sich krümmen,
Und euer Herz, wie Reisig im Herd,
Wird welken und verglimmen.

Den Aufruhr habt ihr gestern verflucht.
Doch ihr verwünscht vergebens;
Denn gegen den dummen Fluch wird sich
Selbst euer Herz erheben.

In dieses Herz legte Gott den Teig,
Gesäuert und ungesäuert,
Die Schöpferkräfte, zu treiben euch,
Wohin das Los euch steuert.

Und gestern sprach ihr, daß selig nur
Euch ruhige Tage dächten;
Doch liebt ihr auch eure Vernunft dabei
Von Gott dem Herrn erleuchten?

War's auch zur Ruhe wohl, daß er rief,
Als einst er Abrahams Scharen
Hieß, aus den Städten Ur und Haran
Nach Kanaan zu fahren?

Und führte er sie zur Ruh, als sie
Das Jordanland durchlungert,
Als siebzig magere Jahre sie
Im Niltal hingehungert?

Und hätt er euch solche Ruhe gewünscht
Wie Leichen in den Krypten,
Dann lieft ihr wie graue Ochsen noch heut
Im Krummholz in Ägypten.

Drum hört meine Worte; nicht meine sind's,
Sie sind von höherer Sendung,
Damit ihr's wisset: ein Kampf gegen Gott
Ist Irrsinn und Verblendung!

Jehovas Bogen ist schon gespannt.
Bald wird die Sehne schwirren,
Der Pfeil ist aufgelegt, und ihr
Seid dieser Pfeil, ihr Irren!

Wie, und der Pfeil, schon geschärft zur Schlacht,
Und schon sein Ziel entschieden,
Wollt sagen, wie hier sein Ebenbild:
„Ach, laßt mir Ruh und Frieden!“?

Und das, was ihr gestern geschworen habt,
Ganz so wie Weiber schwören,
daß ihr nicht meine Versprechungen wollt
Und meine Drohung hören,

Darüber will ich jetzt sprechen mit euch,
Und nicht zu eurer Erfreung;
Doch ich versprech euch: nie höret ihr mehr
Drohung noch Prophezeiung.

Ihr müßt mich hören, wenn euch auch sticht
Der Stachel böser Triebe;
Nun möcht ich die erste Hand sehn, die
Sich gegen mich erhübe!“

5

„Da ihr von Jehovas Gnade mich
Möchtet zu sprechen hindern,
So will ich erzählen ein Märchen euch
Wie unvernünftigen Kindern.

Wie eines Tages die Bäume sich
Versammelt in der Weite:
Laßt wählen aus freiem Willen uns
Einen König, der uns leite!

Daß er uns Schutz und Beistand sei
Und Ruhm und Ehr verheiße,
Daß er unser Herr und Diener sei
Und Ziel und Weg uns weise.

Und etliche sagten: ‚Wählen wir!
Doch einen weiß schon jeder:
Mög ewig denn unser Herrscher sein
Vom Libanon die Zeder!‘

So kamen die Bäume überein
Der Zeder vorzuschlagen:
Steig nieder von deinen stolzen Höhn,
Du sollst die Krone tragen!

Die Zeder weigerte sich und sprach:
‚Was fällt euch ein, ihr Brüder?
Meint ihr, ich stiege um eurethalb
Von meinem Felsen nieder?‘

Daß ich um euretwillen die Luft
Und Sonne und Freiheit verlasse,
Als Freigeschaffene dienen geh
In eures Volkes Masse?

Die Krone für mich? Wie mich das ehrt!
Wie komm ich zu solchem Lohne!
Ich bin die Krone des Libanons
Auch ohne eure Krone.‘

Da kehrten die Bäume und traten hin
Zur Palme mit ihrer Bitte:
‚Willst du nicht Herrscher über uns sein?
Du wächst doch in unserer Mitte.‘

Die Palme sagte: ‚Was fällt euch ein,
Mir solches anzubieten?
Ist das denn meine Sache vielleicht,
Zu herrschen und gebieten?‘

Meint ihr, um Ordnung zu halten bei euch,
Daß ich wohl gar verzichte
Auf meinen duftenden Blütenschmuck
Und meine süßen Früchte?

Vergebens sollte die Sonne den Saft
In meinen Adern reifen?
Vergebens der Tiere und Menschen Blick
Nach meinen Früchten schweifen?

Mag über euch herrschen, wer da will,
Laßt mich aus eurem Spiele!
Ich bin zur Erquickung für alle da,
Mit Frucht und Schattenkühle.'

Da wiegten die Bäume die Häupter schwer,
Was sie nun machen sollten,
Da weder die Zeder, die Palme noch
Ihr Herrscher werden wollte.

„Wir bitten die Rose! Doch kann man wohl
Der Schönsten das nicht bieten;
Sie ist ja auch ohne Krone schon
Die Königin der Blüten.

Gehn wir zur Eiche! Doch wie ein Wirt,
Ein reicher, hat sie Geschäfte,
Ist immer auf Stamm und Wurzeln bedacht
Und Eicheln, Blätter und Säfte.

Wir wollen die Birke bitten! Doch die,
Das Fräulein im weißen Kleide,
Schüttelt doch nur die Strähnen und senkt
Ihr Köpfchen wie im Leide.'

Und einer sagte als wie im Scherz,
Da niemand mehr was gewußt hat:
,Vielleicht beim Dornbusch fragen wir an,
Ob der nicht etwa Lust hat...‘

Und lebhaft stimmten die Bäume zu.
Sie riefen alle das gleiche
Und gingen zum Dornbusch und baten ihn,
Zu herrschen in ihrem Reiche.

Der Dornbusch sagte: ,Wer brachte euch
Auf diesen guten Gedanken?
Gern setze ich mich auf euren Thron.
Wie sollt ich da wohl schwanken!

Ich steh nicht hoch wie die Zeder steht,
Treib nicht der Eiche Gewirke,
Bin auch so schön wie die Palme nicht,
Nicht traurig wie die Birke.

Ich werde schaffen für alle Raum,
Ich selbst brauch nichts zu eigen;
Ich krieche am Boden, doch euer Wuchs
Soll bis zum Himmel steigen.

Mit meinen Stacheln wehr ich von euch,
Was euch bedrängt auch immer,
Und schmücken will ich die Ödnisse all
Mit milchiger Blüten Schimmer.

Den Hasen und Vögeln soll dienen als Nest
Und Zuflucht mein Gehege,
Daß alles gedeihen möge; und ich,
Ich werde sterben am Wege.‘

Und schweigend standen die Juden da,
 Die Rede anzuhören ...
 Und Mose sagt: „Nun möcht ich auch
 Das Märchen euch erklären.

Die Bäume sind die Völker der Welt,
 Und König ist unter ihnen,
 Den Gott mit seinem Willen erwählt,
 Zu herrschen und zu dienen.

Denn als Jehova die Völker schuf
 Wie Blumen auf den Auen,
 In ihren Seelen las er, darin
 Der Völker Los zu schauen.

Er blickte in ihre Seelen, zu sehn,
 Was gut an ihnen und böse,
 Und schätzte sie, welches Volk er dann
 Zum Sohn sich auserlese.

Er nahm nicht die, deren Hochmutgeist
 Fliegt wie die Himmelswolke
 Und setzen ihren mächtigen Fuß
 Auf das Genick dem Volke.

Auch waren's die Reichen und Fürsten nicht
 Mit ihren besudelten Klauen,
 Die aus der Menschen Schweiß und Gold
 Sich Pyramiden bauen.

Er nahm auch die lärmenden Jünglinge nicht
 Mit trunknen Leierklängen,
 Schwärmend von ihrem Nachweltruhm
 In Marmor und Gesängen.

Den Ruhm verwarf er und allen Glanz
Von irdischen Genüssen,
Die irdischen Würden, den Duft der Kunst
Und alles Bücherwissen.

Und wie's bei den Bäumen der Dornbusch ist,
Unscheinbar von Gesichte,
Bescheiden, und hat nicht Schönheit noch Ruhm,
Und weder Blüten noch Früchte –

So ist das von Gott erwählte Volk
Armselig unter allen;
Am Haus der Pracht und des Ansehns darf
Es nur vorüberwallen.

Und unter den Allweisen ist es kein Licht,
Kein Kämpfer in den Streiten,
Es ist in der eigenen Heimat Gast
Und schweift in allen Weiten.

Der Herzenskenner Jehova tat
Seinen Schatz ihm in die Seele,
Worin beschlossen sein Wort und Licht,
Daß es den Weg nicht fehle.

Doch eifersüchtig ist unser Gott,
Schrecklich in zornigen Tagen:
Drum möge das, was er liebgewann,
Keiner zu lieben wagen!

Drum wirft er seinem Erwählten um
Den Mantel seiner Liebe,
Wie Schlehdorn stachlicht, daß sein Volk
Unangefochten bliebe.

Er machte zu einem Schutzwall ihn,
Brennend wie Nesselbüsche,
Daß nur an seines Geistes Hauch
Und Würze es sich erfrische.

Er gab die schreckliche Sendung ihm
Unter der Siegel sieben,
In ferne Zukunft zu schleppen sein Leid,
Verabscheut und vertrieben.

Doch weh dem Boten, der unterwegs
Sich läßt vom Schlaf bestechen,
Der, Gott verachtend, sich unterfängt,
Das Siegel aufzubrechen!

Ein anderer entwendet die Botschaft leicht
Aus nichtsnutzigen Händen;
Er sprengt davon und erreicht das Ziel,
Den Purpur um die Lenden.

Doch glücklich der Bote, der rasch den Brief
Hinträgt und ohne Schaden,
Ihn wird der Herr mit ewigem Ruhm
Und der Herrscherkrone begnaden.

O Israel, jener Bote bist du,
Einst Herr in allen Landen!
Hast du noch immer nicht sein Gebot
Und deine Sendung verstanden?

Und Ruhm und Herrschaft war dir verliehn
Aus überirdischen Händen!
Doch wehe, wenn die Verlockungen
Der Welt dich überwänden!

Denn statt das Salz der Erde zu sein,
Wirst du wie Asche zerstauben,
Statt Gnade für alle zu sein, wirst du
Dich selbst der Gnade berauben.

Statt diese Welt von Qual zu befreien
Und Haß und Schrecken zu wenden,
Wirst du wie ein zertretener Wurm
Dereinst am Wege verenden.“

7

Und tückisch begann nun Abiram :
„Hochehrenwerter Mose,
Was schimpfst du uns da und mischst für uns
Beneidenswerte Lose!

Der Dornbusch unter den Völkern sein?
Für solche Gnadenbeweise
Gebührte wirklich Jehova, daß man
Ihn als den Höchsten preise.

Sein Bote zu sein – wie ehrenvoll!
Auf unbekanntem Straßen
Hinragen seinen versiegelten Brief –
Das lockt uns ohne Maßen.

Das ist so, wie es dem Esel geht,
Der unter schweren Säcken
Voll Korn sich hinschleppt und selber doch
Vor Hunger am Verrecken.

Die Juden haben noch ihren Verstand,
Sie wissen, daß sie erwarte
Ein besseres Los, wenn sie hören und baun
Auf Baal und auf Astarte.

Mög auf dem felsichten Sinai
Jehova mit Donnern wüten –
Baal gibt uns Reichtum und Herrlichkeit
In mächtigen Gebieten.

Und möge Jehova sein Stachelbusch
Auch gut und nützlich scheinen,
Wir wandeln mild an Astartes Hand
In Myrten- und Rosenhainen.

Uns rufen jetzt Senaar und Haran,
Und unser Weg ist gen Morgen.
Die Reise nach deinem Kanaan
Magst du allein besorgen.

Das alles ist klar, es lohnt sich nicht mehr
Mit Worten uns zu ermüden.
Jedoch, was soll nun mit dir geschehn,
Nach dem, was gestern beschieden?

Und steinigen den alten Knochensack?
Wozu noch Kraft verschwenden?
Vielleicht kann Israels Volk ihn noch
Zu irgendwas verwenden.

Auf Seifenblasen versteht er sich,
Der alte Märchenerfinder.
Drum stelle ihn doch die Gemeinde an
Als Wärterin der Kinder.“

So sprach er, und ein Gelächter scholl.
Doch es erhob sich im Volke
Hinterm Gelächter ein grollender Lärm
Wie in der Hagelwolke.

Und ruhig sprach Mose: „Abiram,
So will mich's recht bedünken:
Wem vorbestimmt, daß er hängen muß,
Wird nicht im Meer ertrinken.

Und Kanaan wirst du niemals sehn,
Auch nicht nach Osten mitgehn,
Von diesem Ort, weder vor noch zurück,
Wirst du nicht einen Schritt gehn.“

Und eine tödliche Stille war
Auf aller Leute Munde,
Und Abiram wurde bleich und erschrak
Und wartete auf ein Wunder.

Doch keines geschah. Und Abiram
Lachte vor allem Volke.
Und wieder ging ein grollender Lärm
Wie in der Hagelwolke.

8

Da stand der verbissene Dathan auf:
„Umsonst dein Drohen und Schwören!
Die Wahrheit, die ich dir jetzt sagen will,
Magst du vielleicht nicht hören.

Gesteh: hast solches du nicht gelernt
In der ägyptischen Lehre,
Wie du als Mann uns in Ketten schlägst
Und unsre Freiheit und Ehre?

Gestehe: saßest du nicht im Rat
Bei den ägyptischen Edeln,
Um mit den Priestern schon den Verrat
An Israel zu fädeln?

Gestehe: führten die Seher dort
Nicht heimliche Gespräche,
Daß von der Eiche mit Ästen zwölf
Ägyptens Macht zerbräche?

Und wußten die Priester und Pharao:
Was sind die Äste der Eiche?
Das sind die zwölf Stämme Israels,
Am Nil, im blühenden Reiche.

Denn all ihr Mühen war Spott und Hohn,
War Schrecken und Beklemmung,
Denn dieses Israel wächst und wächst
Wie eine Nilüberschwemmung.

Sie wußten doch: wenn ein jüdisches Weib
Gebiert den ersten Erben,
Soll bei den Ägyptern an diesem Tag
Die Erstgeburt verderben.

Und alle standen sie hilflos da:
Was raten, was beschließen?
Und du nur, du Überläufer, fielst
Dem Pharao zu Füßen

Und sagtest: Laß in die Wüste mich
Sie führen, daß von Beschwerden
Und Not werde all ihre Kraft erschöpft,
Bis sie gehorsam werden.

Du hieltest dein Wort und triebst uns aus
Wie einen dummen Haufen,
Zu Pharaos Lust, daß wir im Sand
Elend zu Tode uns laufen.

Wie viele hat uns die Wüste geraubt!
Hier, unter Sand und Steinen,
Hier ruhen der Söhne Israels
Wohl hunderttausend Gebeine.

Und jetzt, wo nur eine Handvoll noch
Von allen übrigblieben,
Und Israels mächtige Kraft im Sand
Zerstoben und zerrieben,

Und jetzt, da unser mutiger Geist
Verfallen und verlodert,
Und unsere Kühnheit wie nasser Schlamm
In unserer Seele modert –

Lockst du uns in dieses Kanaan
Wie Wölfe in die Falle;
Denn in dem Lande herrscht Pharao
Über die Fürsten alle!

Was für ein Wahnwitz, stürzten wir uns
Freiwillig in diesen Rachen!
Solln wir um Gnade flehn oder Krieg
Mit den Ägyptern machen?“

„O Dathan“, sprach Mose, „sei unbetrückt!
Denn Kanaan zu erblicken
Ist dir nicht beschieden; und brauchst auch nicht
Zu beugen den stolzen Rücken.

Aber ein Wort noch möchte ich dir,
Armseliger Dathan, sagen:
Es wird in der Stunde des Todes dich
Nicht ein Spann Erde tragen.“

„Heda, ihr Juden!“ schrie Dathan wild,
„Ihr habt doch zu Baal geschworen!
War unser gestriger Beschluß
Denn nur für taube Ohren?“

Nehmt Steine! Er spottet immer noch
Und spottet noch im Falle.
Denn besser, er geht allein zugrund,
Als seinetwegen wir alle.“

„Gebt ihm sein Amen!“ so schrie es rings.
„Das Urteil ist ergangen!“
Doch seltsam – es wagte keine Hand
Nach einem Stein zu langen.

Und plötzlich schrie Dathan: „Hinfort mit dir!
Hinaus, pack deine Hudeln!
Daß wir mit deinem Blut uns zur Nacht
Nicht noch die Hände besudeln!“

Und wie im Wahnsinn die Menge schrie:
„Mach fort dich auf der Stelle!“
Sie heulte, als ob ein Wirbelwind
Wild durch die Täler schölle.

Und siehe, Mose, in flammendem Zorn
 Erhob er seine Stimme,
 Hinrollte sein Wort durchs öde Land
 Wie Donner in seinem Grimme.

„Weh euch, hochmütige Knechte, die
 Im Nebel der Dummheit schlendern!
 Wie Blinde werdet ihr umgeführt
 Von Blinden und Verblendern.

Weh euch, aufwieglerisches Geschlecht!
 Seit wir aus Ägypten gingen,
 Kanntet ihr nichts als Meuterei
 Gegen die eigenen Dinge.

Weh euch, vom Ungehorsam verbrannt,
 Vom Eigensinn gebissen,
 Starrköpfigkeit hat wie ein Keil
 Im Innern euch zersplissen.

Wie wilde Nesseln verbrennt ihr die Hand,
 Die euch wie Blumen hütet.
 Und gegen den Hirten, der Weiden euch sucht,
 Ihr wie die Ochsen wütet.

Weh euch, die Gott für die Menschheit ließ
 Zum Scheiterhaufen werden!
 Denn dieses höchste Geschenk wird euch
 Zum schwersten Fluch auf Erden.

Und da euch Gottes Gnade gesollt
 Erleuchten in euren Nöten,
 Schlagt ihr mit Steinen, die er gesandt,
 Die Boten und Propheten!

Jedoch für jeden Tropfen Bluts,
Den seine Besten verloren,
Hat euch Jehova Rache noch
An euren Enkeln geschworen.

Er wird euch schlagen und martern euch,
Ihr werdet euch krümmen und brüllen;
Im Schmerz erst werdet ihr schwören, zu tun
Nach seinem gerechten Willen.

Doch hat sich die Strafe von euch gewandt
Und trocknen eure Schwären,
Dann werden die Sünden und Lärstrungen all
Im Kreislauf wiederkehren.

Weh euch, ihr werdet Jahrhunderte
Durch diese Schule müssen,
Eh ihr vom Willen Gottes das Buch
Werdet zu lesen wissen!

Ich seh euch im Gleichnis: der Hirt im Wald
Nimmt von der Buchenborke,
Weicht sie im Wasser und trocknet sie,
Stampft sie, daß sie zu Korke,

Zu Schwamm erweicht und wie Daunen wird,
Bis voll sie von Verlangen,
Den heißen Funken des Feuerstahls
Mit brennender Gier zu empfangen.

Du, Israel, bist diese Borke! Und Gott
Wird stampfen dich und bürsten,
Bis du wie der Schwamm nach dem Funken wirst
Des Wortes Gottes dürsten.

Stumpf gehst du vorwärts zu deinem Ziel,
Gleichwie der Ochs im Joche,
Weh denen, auf deren Nacken wird
Die Faust Jehovas pochen!

Du schaust ins Vergangene weit und suchst
Den künftigen Weg, den großen.
Doch hier an Dornen und Stümpfen wirst
Du dir die Füße stoßen.

Du wirst wie das verwilderte Pferd
In einen Abgrund springen;
Und irgendwann einmal, statt deines Jochs
Wirst du die Krone erringen.

Doch hüte dich, daß dir Jehova nicht
Verwehre, was er dir verhiessen,
Sich von dir wende und lasse dich
Für deinen Starrsinn büßen!

Und daß er niemals verlasse dich,
Zu aller Völker Schrecken!
Wie die gefleckte Schlange am Weg
Müßtest du sonst verrecken.“

Und alle neigten sich, düstren Blicks,
Und schweigend standen alle.
Nur in der Brust war ein dumpfer Klang,
Als wenn ein Sturmwind schalle.

Die Sonne hing über den Bergen schon
 In drohendrotem Prangen,
 So wie ein kühner Schwimmer versinkt,
 Wenn ihm die Kraft vergangen.

Und unter dem klaren Himmel schwamm
 Die Schwermut in der Runde,
 Des Schakals Geheul die Stille zerriß
 Wie eine dunkle Wunde.

Und nun in des alten Propheten Herz
 Zittert ein menschliches Wehe,
 Und seines Gedankens Schwinge senkt
 Herab sich aus der Höhe.

Soll er denn ewig der Zuchtmeister sein,
 Als Scheuche den Menschen erscheinen?
 Und etwas begann in seiner Brust
 Wie kranken Kindleins Weinen.

„O Israel! Wüßtest du, wovon
 Mein Herz so voll, das trübe!
 O wüßtest du, wie ich liebe dich,
 Dich unaussprechlich liebe!

Du bist doch mein Volk, du bist mein Kind,
 Du bist mir Ruhm und Würde,
 Du bist mein Geist, die Zukunft mein,
 Und Schönheit, Kraft und Zierde.

Dir gab ich all mein Leben und Mühn;
 Nie senkte ich meine Flügel.
 Du schreitest auf der Jahrhunderte Bahn
 Mit meines Geistes Siegel.

Doch nein, ich habe dich nicht geliebt
Aus eigennütziger Liebe,
Nur, daß alles Hohe und Beßre in dir
Bewahrt und gesegnet bliebe.

O Israel, mißversteh mich nicht,
Als ob ich Lästerung übe:
Meine Liebe zu dir ist stärker sogar
Als Gott Jehovas Liebe!

Er nennt Millionen Kinder sein,
Und alle wärmt und betaut er,
Doch ich, ich habe nur dich allein,
Und keines ist mir vertrauter.

Und wenn er dich zu dienen berief,
Auserwählt aus Millionen,
Will ich aus Kummer und Liebe zu dir
Bei dir als Diener wohnen.

Und wenn er versammelt und wirken läßt
All deine Kraft und Gaben,
Ich, Israel, liege dir nicht an;
Für mich will ich nichts haben.

Und wenn er fordert den Opferrauch,
Lobpreisung und Versöhnung,
Empfange ich doch nur Undank von dir
Und Wunden und Verhöhnung.

Denn ach, ich liebe dich ja nicht nur
Als Volk von gutem Schlage,
Nein, wegen deiner Gebrechen auch
Und Sünden, die ich beklage.

Ja, wegen deiner Starrsinnigkeit,
Des Hochmuts, ewig rege,
Der das Wort Gottes schlägt in den Wind
Selbst auf verfahrenem Wege.

Ich liebe dein lügnerisches Wort,
Dein schrankenloses Gewissen,
Das seine klammernden Wurzeln hat
In irdischen Genüssen.

Und deiner Töchter Schamlosigkeit
Und ihre heißen Brünste,
Und deine Sprache, Sitte und Brauch,
Dein Lachen und deine Künste.

O Israel, du mein Kind! Magst du
Bei Gott Schaddai mich verklagen!
Ich liebe dich maßlos; und doch muß ich
Mich deiner nun entschlagen.

Da meine Stunde schon naherückt,
Die unbekannte und letzte,
So will ich doch einmal nur meinen Fuß
Auf Kanaans Grenze setzen.

So möcht ich mit dir hinüberziehn
Im Donner der Drommeten!
Doch duckte mich Gott, und einsam nun
Muß ich das Land betreten.

Und wenn ich auch weiß, daß mich der Tod
Erwartet am Jordanstrande,
Wenn meine alten Knochen nur
Ruhn im gelobten Lande.

Dort werd ich liegen und schau'n hinauf
Zu Moabs Felsensteinen,
Und alle kommt ihr dann her zu mir,
Wie zu der Mutter die Kleinen.

Dann schicke ich meinen Kummer zu euch;
Er mög euch zupfen am Kleide,
Wie wenn der Hund auf der Jagd den Herrn
Hinüberraufft in die Heide.

Ich weiß, dann brodel't's in eurem Volk
Wie in den Frühlingsbächen,
Aber auf eurem ruhmvollen Zug
Sollt ihr von mir nicht sprechen!

O möge dann meines Volkes Zug
Wie mächtige Ströme schreiten!
O Israel, mein geliebtes Kind,
Leb wohl für alle Zeiten!“

II

Und als er hinaus in die Steppe trat,
Da brannten noch die Höhen,
Es lockten die purpurnen Wege, die
Zu fernem Zielen gehen.

In die Schluchten schon sank die Dunkelheit
Und auf die Täler nieder;
Es weinte in des Verbannten Brust:
Nun kehrst du niemals wieder!

Die jüdischen Kinder tummelten sich
Noch draußen im Gelände,
Umrington Mose und hängten sich
An Mantel ihm und Hände.

„Ach, Großväterchen! Wohin noch zur Nacht?
Bleib bei uns! Komm zu schauen,
Was wir für mächtige Mauern hier
Mit Türm und Toren bauen!“

„Gut, Kinder, baut eure Mauern stark!
Hab weder Zeit noch Frieden;
Zur dunklen Grenzmauer geh ich jetzt,
Wo Leben und Tod geschieden.“

„Schau, Großväterchen, wie in der Schlucht
Wir den Skorpion erschlagen!
Und wie wir aus dem Gebüsch dort
Drei kleine Häslein getragen!“

„Schon gut, ihr Kinder! Mögt ihr kühn
Alle Skorpione töten!
Wohl ist es ein Unrecht, doch immerhin
Ist's nützlich und vonnöten.

Ein Unrecht, denn auch der Skorpion
Will auf der Welt doch leben.
Und ist er denn schuld daran, daß ihm
Ein giftiger Stachel gegeben?

Aber die Häslein tragt wieder hin,
Dort, wo im Busch sie lagen!
Oder hattet ihr nicht gedacht
An ihrer Mutter Klagen?

Mildherzig müßt ihr und gütig sein
Zu allem, was am Leben!
Ein Schatz ist das Leben, und kann es wohl
Noch etwas Teureres geben?“

„Großväterchen, warte, geh nicht fort!
Setz dich in unserem Kreise!
Wir möchten so gern hören von dir
Von deinen Taten und Reisen.

Erzähle, wie du noch jung einst warst,
Wieviel du Wunder gesehen,
Wie du geweidet des Schwiegere Vieh
Einst auf des Horeb Höhen!

Wie du den Dornbusch brennen sahst,
Der nicht verging vom Feuer,
Und hörtest die Stimme aus dem Busch,
Voll Schrecken ungeheuer.“

„Ich habe keine Zeit mehr, ihr Kinder! Es wär
Darüber viel zu erzählen.
Schaut hin, das Auge des Tags erlischt,
Die nächtigen Nebel schwelen.

Doch einmal im irdischen Wirrsal kommt
Die Stunde auch euch Kleinen;
Da wird auch euch auf des Horeb Höh
Der feurige Busch erscheinen.

Das wird ein unvergeßliches Fest,
Als wie in des Tempels Hallen;
Und mitten aus dem Feuer wird euch
Die gewaltige Stimme schallen:

,Tu aus deinen wegbestaubten Schuh!
Tritt kühn hervor, erwache!
Denn siehe, ich will senden dich
Zu einer großen Sache!'

Löscht ja das heilige Feuer nicht,
Daß, wenn er ruft seine Streiter,
Aus tiefem Herzen ihr sagen könnt:
,Sich her, ich bin bereit, Herr!'

Noch lange dachten die Kinder nach,
Was seine Gesichte bedeuten;
Er aber erhob sich leise und ging
In Nacht und Dunkelheiten.

Noch lange schwiegen die Kinder still,
Und ihre Herzen froren,
Bis daß der Umriß seiner Gestalt
Im Finstren sich verloren.

12

„Rings um mich nur noch die Einsamkeit
Wie grenzenlose Meere.
Und, wie ein Segel gespannt, mein Geist
Empfängt des Windes Schwere.

Oh, längst war mir das Zeichen schon,
Mir diese Weisung gegeben.
Bei Menschen und auf der Steppe ging
Ich einsam durchs ganze Leben.

109

Nun, da in geheimen Gründen ich
Wie ein Planet hinfahre,
Spüre ich nur noch die Hand des Herrn
Mich rühren, die wunderbare.

Und ob auch Schweigen allüberall,
Das Wort im Leid verglimme,
In meines Herzens Grunde spricht
Jehova, deine Stimme!

Nur dich sieht mein Herz, mein endloser Gram
Schwemmt über meine Stufen...
Ruf mich noch einmal, wie du einst
Mich auf dem Horeb gerufen!

Ich hab den Weg vollendet, den du,
Mein Vater, mir erlesen.
Und wieder steh ich einsam vor dir,
Wie ich's im Anfang gewesen.

Nun vierzig Jahre lernst du aus mir,
Und lehrte sie, streng und milde,
Daß aus den Knechten werde ein Volk.
Nach deinem Ebenbilde.

Nun vierzig Jahre war ich ein Schmied
Und schmiedete ihr Gewissen,
Bis sie mich vertrieben und Spott und Hohn
Und Steine auf mich geschmissen.

Grad als wir nach dem gelobten Land
Hinstreckten schon die Hände!
Oh, du Allwissender! Wußtest du
Nicht früher von solchem Ende?

Und Zweifel nagen am Herzen mir:
War ich vielleicht gar schuldig?
Hatt ich vielleicht nicht deinem Gebot,
Wie sich's gebührt, gehuldigt?

O Gott, ich betete: Ich bin schwach!
Kannst du mich nicht entheben?
Willst diese schreckliche Sendung du
Nicht einem anderen geben?

Und siehe, der Zweifel fiel wie Eis
In meines Herzens Sieden...
O Allgewaltiger, gib Antwort mir:
Bist du mit mir zufrieden?"

So betete Mose auf seinem Gang,
Von Herzweh überkommen,
Jedoch die stumme Wüste schwieg,
Und nur die Sterne glommen.

13

Und plötzlich ein grelles Gelächter scholl
Dicht neben ihm aus dem Leeren,
So dicht, als ginge wer neben ihm;
Doch war kein Schritt zu hören.

Und leise Worte umflüsterten ihn,
Es war wie Schlangenzischen:
„Dem Unsinn wachsen nur Dornen und Leid
An seinen Blütenbüschen.

Und wollen trotz aller Müh und Plag
Ihm keine Früchte werden,
So weiß er nichts Bessres mehr und läßt
Auf Gott ab seine Beschwerden.“

Mose:

„Es spricht wer! Oder hör ich in mir
Des eignen Kummers Stöhnen?
Oder will in der Wüste hier
Mich ein Gespenst verhöhnen?“

Stimme:

„Jetzt endlich kommen die Zweifel dir
An deiner Neuerungssendung?
Und vierzig Jahre glaubtest du dran
In deiner kühnen Verblendung!“

Mose:

„Hier spricht doch wer! Von kaltem Schweiß
Wird mir die Stirn so kühle!
Ich fürchte mich nicht! Doch im Herzen ich's
Wie glühendes Eisen fühle.“

Stimme:

„In tollem Hochmut triebst du das Volk
Von seinem Weg in die Irrung,
Daß es so wurde, wie du gewollt.
Kommt nicht zu spät die Verwirrung?“

Mose:

„Wer bist du, Zauberer? Ich seh dich nicht,
Doch mag ich dich nicht verjagen!
Nur fühl ich, wie deine Blicke sich
In meine Seele nagen.“

Stimme:

„Was kümmert dich, wer ich bin! Der das Meer
Zerteilte mit einem Schlage,
Der will nur wissen das Was, nicht das Wer,
Und ob ich die Wahrheit sage!“

Mose:

„O nein, nicht Hochmut war es, der mich
Zu meinem Werk ermannte:
Erst als ich sah die Menschen im Joch,
Mein Herz in Qualen brannte.“

Stimme:

„Und hattest du dich nicht auch geschämt,
Daß Knechte deine Brüder?
Und wolltest sie bringen nach deinem Plan
Aus ihrem Elend wieder?“

Mose:

„Ja, aus der düsteren Niederung
Wollte ich sie erheben,
Hinauf zu mir, auf die hellen Höhen,
Wo Freiheit und Ehre leben.“

Stimme:

„Du fragtest nicht Gott, der sie heimgesucht,
Und gingst deine eigenen Pfade;
Und jetzt, da du gefallen bist,
Schreist du nach seiner Gnade.“

Mose:

„Nichts anderes hat mich den Weg geführt
Als seine allmächtigen Befehle;
Das Feuer des Horeb goß das Licht
In meine dunkle Seele.“

Stimme:

„Ei, wenn das Feuer des Horeb nun
Nicht auf dem Horeb glühte
Und nur im tollkühnen Herzen dir,
In deinem verworrenen Gemüte?

Vielleicht war die Stimme, die dir befahl
Den Zug durch Wüsten und Steine,
Wohl gar nicht die aus dem brennenden Busch,
Sondern die innere, deine?

Ein brennender Wunsch hat leicht den Blick
Mit Sinnentäuschung umwirbelt,
Umzaubert das Auge mit Götterglanz
Wie in der Wüste das Irrbild.

Und jener Wunsch, wie ein Schakal, fraß
An dir in deinen Nöten –
Und er nur hat dich ihnen gemacht
Zum Führer und Propheten.“

Mose:

„Ach, dieses Wort macht das einsame Leid
Noch schwerer, das nie verbüßte.
Wer bist du, Feind?“

Stimme:

„Ich bin Asasel,
Der dunkle Dämon der Wüste.“

Und dunkel war es. Im ewigen Raum
 Funkelten nur die Sterne.
 Und Mose ging in ihrem Glanz
 In immer höhere Ferne.

Kein Pfad mehr. In der Dunkelheit
 Lockten ihn seltsame Töne:
 Bald neben ihm der Schlangen Gezisch,
 Bald das Geheul der Hyäne.

Und unaufhaltsam schritt er, als wie
 Zur letzten Schlacht ein Streiter,
 Doch seines Herzens schwerer Kampf
 Blieb drängend sein Begleiter.

„War jener Wunsch“, so sprach es in ihm,
 „Aus Scham und Schmerz geboren,
 War es der feurige Busch, der mich
 Zum Retter des Volks erkoren?“

Und nur aus dem Wunsche wäre die Kraft
 Erstanden, mich aufzuraffen?
 Und er nur hätte Jehovas Befehl
 Und selbst Jehova geschaffen?

Doch jener Wunsch, daß die Tränen des Volks
 Ich trocken und Hilfe spende,
 Ist das die Sünde, für die ich nun
 In der Verbannung verende?

Doch nein! Ich bin auf dem Weg, daß ich
 Mich selber falsch erfinde!
 Der Wunsch war heilig! Doch kroch nicht dort
 Wie eine Schlange die Sünde?

Und warst du ihr Herr und Führer nicht
Über ihr Leben und Lieben?
Und hat deine Macht den heiligen Wunsch
Aus deiner Brust vertrieben?

Hast du nicht strenger als Pharao
Mit ihnen fahren müssen?
Griffst du in lästiger Aufsicht nicht
In Herzen und Gewissen?

Gefährlich ist, gegen Dinge, die Gott
Geordnet, sich zu erheben!
Und leicht, den eigenen Wunsch als Befehl
Jehovas auszugeben.

Und was, wenn mit dem göttlichen Wahn
Du vierzig Jahre gerungen
Und ihnen deinen kurzsichtigen Plan
Als göttlichen aufgedrungen?

Und konnten sie nicht in Ägypten sich
Vermehren, trotz Leid und Grämen,
Um einst, unzählig und stark, das Land
In ihre Hand zu nehmen?

Als du sie rissest von ihrem Feld,
Dir in der Wüste zu dienen,
Bedachtest du nicht, ob du begingst
Nicht ein Verbrechen an ihnen?

Bedeutet nicht, einem Volk ohne Land
Die Freiheit zu verheißen,
Entwurzeln einen Eichenbaum
Und ihn ins Wasser schmeißen?

Hat Dathan nicht die Wahrheit gesagt:
Sie sind hinweggegangen
Vom alten Nest, doch ein neues zu baun,
Ist weder Kraft noch Verlangen!?

Jehova, o ruf mich! Antworte mir:
War ich von dir gesendet,
Oder ein Spielzeug des eigenen Wahns,
Von Schmerz und Gram geblendet?

Jehova, o ruf mich! Oder dein Wort,
Dringt es uns nur zu Sinnen,
Wenn Leidenschaft unser Blut erregt
Und Träume uns umspinnen?“

Aber Jehova schwieg, und rings
Nur unheildrohende Töne,
Bald wie der Schlangen heisres Gezisch,
Bald wie das Geheul der Hyäne.

15

Die Sonne wie ein purpurner Ball
Erhob sich über den Talen,
Und wie mit Pfeilen durchschob sie rings
Die Nacht mit ihren Strahlen.

Von diesen Strahlen rot angeflammt,
Hoch in den Himmel den Nacken,
Als Herrscher über die Berge erhebt
Das Hochgebirg seine Zacken.

117

Und auf dem höchsten Felsenhorn,
Hoch über Gebirg und Gelände,
Steht einer, unbeweglich und starr,
Ein Riese aus der Legende.

Hoch über der Erde Nebeln und Laut
Und Zwietracht und Gewimmel;
Dort steht er hoch erhoben und streckt
Die Hände empor zum Himmel.

Und vor dem helleren Himmel nun,
Auf den bestrahlten Höhen
Ist seine Gestalt wie ein Koloß
Weit in der Wüste zu sehen.

Und aus den jüdischen Zelten schaut 's
Mit unruhvollen Blicken,
Die sie zum leuchtenden Berg hinauf
Zu jenem Riesen schicken.

„Mose!“ – so geht es von Mund zu Mund,
Doch flüsternd und erschrocken;
Sie wagen sich nicht zu gestehn,
Weshalb ihre Herzen stocken.

Ja, Mose spricht im Geist mit Gott,
Dicht an der Ewigkeit Borne,
Und in den Himmel stößt sein Gebet
Gleich einem flammenden Horne.

Nicht Worte spricht er. Ihm ist sein Mund
Verschlossen wie im Grimme.
Doch sein geschundenes Herz erhebt
Schreiend zu Gott die Stimme.

Die Sonne steigt in ihrem Lauf.
Des Himmels wölbende Runde
Ruht im Gebete Moses still
Wie Felsen auf ihrem Grunde.

Schon geht der Mittagsdämon um
Und bringt die schläfernde Weile,
Doch Mose, als zöge ihn eine Hand,
Erhebt sich in ganzer Steile.

Und nieder schon neigt die Sonne sich
Über des Pisga Höhen,
Und vom Gebirg in die Ebene weit
Gewaltige Schatten gehen.

Und auch des Mose Schattenbild
Zum allerletzten Male
Wie väterlicher Abschied ruht
Auf der Juden Lager im Tale.

Und zwischen den Zelten ging der Schreck:
„Gott, wenn er in dieser Stunde
Uns fluchte, so käme ja dieser Schwur
Wie aus Jehovas Munde!

Es zittert von diesem Gebet der Grund
Der Erde, uns allen Wohnsitz,
Die Felsen tauen wie Wachs, es bebt
Jehovas ewiger Thronszitz.

Und wenn er uns jetzt verflucht, und es sinkt
Die Sonne hinter die Höhen,
So wird in der Nacht alles Volk und Land
Nun spurlos untergehen.“

Doch Mose strebte empor zum Ziel
 Und brannte wie in Flammen;
 Und als die Nacht in die Berge fiel,
 Brach kraftlos er zusammen.

Da war ihm, als ob der Felsen zerbräch,
 Der Gipfel ihn nicht mehr trüge,
 Und ohne Sinne lag er als wie
 In seiner Mutter Wiege.

Und über ihm tönt ein trauriges Lied
 In kummervollem Raunen,
 Es wiegte ihn wieder der Mutter Hand,
 So weiß wie Schnee und Daunen.

Und leise Worte drangen zu ihm:
 „Mein armer Sohn, mein lieber!
 Was hat das Leben aus dir gemacht,
 Das, ach, so bald vorüber?“

Führt ich dich darum an der Hand
 Und wiegte dich in Schlummer?
 Hab ich dich darum zur Welt gebracht,
 Daß du verkommst in Kummer?

O wieviel Runzeln auf deiner Stirn!
 Dein Leib verdorrt von Sorgen!
 Das Haar, das oft ich gestreichelt hab,
 Ist weiß wie Schnee geworden.

Du rissest dich los, du hattest dein Los
 Nur noch im Kampf gefunden.
 Was wurde aus dir? Und sage mir:
 Ist nicht dein Herz voll Wunden?

Oh, du mein armes, armes Kind!
Wieviel hast du erduldet!
Auch heut noch... den Tag in der Sonnenglut!
Wem hast du das geschuldet?

Du betest! Glaubst, daß im Volke du
Vergangnes und Künftiges findest
Und könntest's erforschen mit deinem Gebet –
Ach, armes Kind du, blindes!

Sieh, stoße ich einen Stein vom Grat,
Wird er in die Tiefe schnellen,
Von Fels zu Fels, von Schlucht zu Schlucht,
Und springen und zerschellen.

Ein Stück bleibt liegen, das andre springt,
Fliegt abseits und verschwindet –
Wer kann wohl wissen, wo jedes Stück
Endlich zur Ruhe findet?

Und sieh, das weiß auch Jehova nicht!
Und betest du auch unendlich,
Wohin dem Stück zu fallen bestimmt,
Dorthin fällt 's unabwendlich.

Denn in ihm selber ist sein Geschick
Und diese Kraft gelegen,
Sein Ziel zu bestimmen, seine Gestalt
Und Wesenheit zu prägen.

Und wie dein Jehova nicht mächtig ist,
Sie anders zu gestalten,
So auch nicht, diesen einzigen Stein
Im Fluge aufzuhalten.

Sieh her, das Stäubchen: dein Auge kann
Mit Müh es nur erblicken;
Und dies selbst vermag Jehova nicht
Zurück ins Nichts zu schicken.

Und auch beföhlen kann er ihm nicht,
Vom Wege abzuschwenken,
Auf dem seine inneren Kräfte es
Seit Ewigkeiten lenken.

Ein Stäubchen! Und nun ein ganzes Volk,
Dies Wesen, tausendseelig,
Wo die Bewegung der Masse gewirkt
Aus einzelnen Willen, unzählig.

Und hörtest das Lied vom Riesen du,
Von Orion, dem blinden,
Der wandern wollte zur Sonne, um dort
Sein Augenlicht zu finden?

Ein Bürschlein auf seiner Schulter saß,
Das sollte ihm beim Wandern
Als Führer dienen; es zeigt ihm den Weg –
Doch stündlich einen andern.

„Zur Sonne sollst du mich führen, Bursch!“
Der hält ihn scheint 's zum besten,
Führt früh ihn gen Osten, mittags gen Süd
Und abends gegen Westen.

Und Orion geht seinen Weg und geht
Voll Glauben an die Sonne,
Voll Durst nach Licht, das endlich ihm dort
Wird glänzen in heller Wonne.

Und über Meere und Berge weit
Der blinde Riese tritt
Und weiß nicht, daß auf den Schultern ihm
Der Knabe seiner spottet.

Orion – das ist das Menschengeschlecht,
Das, gläubiger Gefühle
Und Kräfte voll, sich schindet und plagt
Zu unsichtbarem Ziele.

Es liebt, was dem Blick unfaßbar ist,
Glaubt an das Unbekannte,
Und um dem Phantastischen nachzugehen,
Zertritt es das ihm Verwandte.

Es baut seinen Plan nicht der Kraft gemäß
Und strebt ins Reich der Geister;
Und der Knabe, der über die Pläne lacht,
Logik der Tatsachen heißt er.

Und wie's dem seltsamen Blinden geschah,
Der fremden Augen vertraute,
Kommt dort es nicht an, wohin es ging,
Doch dort, wohin es nie schaute.

Und sieh, du betest! Ach armes Kind!
Wird in dir niemals walten
Vernunft und Kraft? Du beschwörst den Schaum,
Er möge den Fluß aufhalten.“

Im Anfang floß es in dem Gespräch
 Wie reine Wasserquellen,
 Es wehte Frische und Güte daraus,
 Wie Kühlung atmende Wellen.

Doch dann zog eine Schwüle heran,
 Wie wenn der Samum gewittert,
 Und es kam eine Angst auf, wie dem Kind,
 Das nachts im Dunkeln zittert.

Und Mose erschrak, und nur mit Müh
 Erhob er sich von der Erde,
 Und stöhnte: „Zu was denn quälst du mich,
 Bis ich begraben werde?“

Du bist meine Mutter nicht! Dein Wort
 Ist nicht der Liebe Grämen.
 Du bist nicht die Mutter, bist Asasel,
 Bist der Verzweiflung Dämon.

Drum hebe dich fort! Ich schwöre dir,
 Beim Namen, vierfach gelesen:
 Ich glaub nicht an dich! Ein Lügner bist du,
 Wenngleich unsterblich dein Wesen.“

Und leise Worte erwiderten ihm:
 „Du redest, was nicht bedacht ist!
 Verfluchst mich bei ihm, wo doch meine Macht
 Ein Teil von seiner Macht ist.

Mir fluchen? Dich hätte Verzweiflung schon
 Verzehrt, wie du dich auch rütest,
 Wenn du auch nur den hundertsten Teil
 Von meinem Wissen wüßtest.

Du fluchst, wenn deine Blindheit gestört
Ein Strahl nur von jenen Bränden,
Worin ich lebe mit ihm – bis an
Des Raums und der Zeiten Ende.

Doch sieh, ich will jetzt vor deinem Aug
Der Kurzsicht Nebel zerreißen:
Schau in das Land, das er Abraham,
Dem Urahn, einst verheißen!“

Und da begann der Westen zu glühn;
Ganz Palästina blinken
Sah Mose plötzlich von seinem Berg
Und wie ein Bild ihm winken.

Sein unsichtbarer Genosse sprach
Mit Worten wie leise Flügel:
„Dort unten, das ist das Tote Meer!
Siehst du den schwarzen Spiegel?“

Doch sieh auf jener Seite die Höhn,
Hochragend in die Lüfte;
Was dort sich aufreckt, mächtig und steil,
Sind Karmels Felsenklüfte.

Im Norden die Berge Zions, schau!
Dort ziehen die Jebusiter,
Und wenn sie rufen laut vom Berg,
Hören 's die Amoriter.

Und dort der Jordan, das silberne Band,
Endet im Toten Meere;
An der Mündung erwartet Jericho
Den Lohn für die Überfähre.

Einsam das Tal, durch das er fließt,
Doch drängen sich immer näher
Die Ammoniter diesseits des Stroms
Und jenseits die Kanaanäer.

Im Westen sind wieder das Gebirg
Und weite Täler zu sehen,
Und dort im Norden der kleine See,
Und wieder Berge und Höhen.

Das ist ganz Palästina! Das Land
Der Gerste, der Lämmerwiesen.
Vom Kades zum Karmel kannst du das Land
Mit einer Hand umschließen.

Hier findet sich kein Zugang zum Meer,
Noch gibt es breite Wege.
Wo denkst du wohl, daß hier sich dein Volk
Vermehren und wachsen möge?“

Doch finster erwiderte Mose drauf:
„Der Wasser gab aus den Steinen,
Weiß auch zu verwandeln dieses Land
Zum Paradies den Seinen.“

18

Und wieder das hallende Lachen scholl.
„Der Glaube mag Berge versetzen!
Doch was wird geschehen? Ich will deinen Geist
Mit neuen Bildern ergötzen!

126

Du siehst deinen Stamm zum Aufbruch gehn;
Der Jordan kann ihn nicht dämmen,
Erobert Jericho, doch von Blut
Wird alles überschwemmen.

Um dieses Stück Palästina ging
Schon ewig die Schlacht: Hettiter,
Amalekiter und Judenvolk,
Philister und Amoriter.

Der Juden Herrschaft? Nur Blut wird sie
Und Tränen euch bescheren!
Doch rührt das so wenig den Lauf der Welt
Als wie die Laus den Bären.

Sie wird keine Blüte haben, und bald
Ist sie in sich selbst zersprungen;
Im Rachen mächtiger Nachbarn wird
Sie stückweis dann verschlungen.

Schau hin, von Damaskus und Gilead,
Wie eine Heuschreckenwolke,
Daher fliegt Assur, bringt Untergang
Und Tod dem Judenvolke.

Schau dort, wo von Leichen und Leichen sich
Die weiten Felder röten,
Erhebt sich das schreckliche Babylon,
Judäa zu zertreten.

Jehovas Tempel in Flammen – und dort
Wie Ameisen über die Höhen
Zusammengeschmiedet zu Tausenden
Ins Joch die Gefangenen gehen.

Und hörst du über den Trümmern dort
Des einsamen Weisen Klage,
Der Unterwerfung riet, zu entgehn
Der schrecklichen Niederlage?

Wie öde ist das verlassene Haus!
Doch bald ist die Nacht verflogen...
Nun schau, wie wenige kehrten zurück
Von jenen, die ausgezogen!

Sieh, unter den Mauern Salems ist
Ein Häuflein am Geschäfte:
Neu ist das Volk, der Tempel, der Gott,
Und neu die verborgenen Kräfte.

Und größer wird es, ringt mit der Not,
Klammert sich an die Trümmer
Fest wie ein rankendes Gewächs,
Bereit zum Aufstand immer.

Und über den Häuptern dieses Volks
Der Welt Gewitter ziehen,
Wie finstere Schatten kommen und gehn
Die Herrscher und Dynastien.

Es wird seinen unbeugsamen Mut
In seinem Tempel verhehlen
Und hüten den ewigen Fluch und Haß
In allen seinen Seelen.

Es wird mit jenem tödlichen Haß
Den ‚anderen Gott‘ verrufen.
Und siehe, schon nistet es sich ein
Neben des Tempels Stufen.

Haß züchtet Widerhaß. Und schau,
Schon sammeln sich die Rotten,
Auf des Tyrannen Befehl, deinen Stamm
Noch einmal auszurotten.

Hörst du das Stampfen? Der eiserne Fuß
Der schrecklichen Kohorten
Zertrampelt das judäische Feld;
Und wüst wird's allerorten.

Hörst du das Pfeifen der Schwerter, die rot
Vom Blut Judäas werden?
Das Schrein? Judäas Mädchen sind 's,
Geschleift von wilden Pferden.

Die Mutter frißt ihr eigenes Kind,
Vom Hungerwahn umnachtet!
Und Tausend der Besten deines Volks
Werden am Kreuz geschlachtet.

Und wieder Jehovas Tempel brennt,
Zum letzten Mal errichtet:
Denn niemals wieder wird auferstehn,
Was jene Hand vernichtet.

Und wiederum die Geschlagenen ziehn,
Die Eisen um die Glieder.
Nun haben sie keine Heimat mehr,
Und kehren niemals wieder.

Es wird erlöschen Israels Stern,
Nie wird sein Licht mehr glühen;
Und der im Tempel gehegte Haß
Wird durch die Länder ziehen.

Du zweifelst? Du glaubst nicht? Oh, ich weiß,
Dein Glaube ist wie Eisen!
Das ist das paradiesische Land,
Das deinem Volk verheißen!

Und dafür all dein Bemühen? Sag:
Lohnt es die Dornenwege?
Und betest noch heiß, vielleicht daß er
Dir wieder sich neigen möge?“

Und Mose senkte tief sein Haupt:
„Weh meinem Los, dem bösen!
Soll mir's denn nie gelingen, mein Volk
Aus seinem Joch zu erlösen?“

Er fiel auf die Erde mit seiner Stirn:
„Jehova hat uns betrogen!“
Und das Gelächter des Dämons kam
Wie hallendes Echo geflogen.

19

Da scholl ein Donner. Und es begann
Der Grund der Berge zu beben;
Jehova zu seiner Verkündigung
Ließ seine Vorboten schweben.

Zum Himmel erhob sich wie eine Wand
Der finsternen Wolke Masse,
Wie wenn der Nacht-Mutter Antlitz sich
Umdüstert von drohendem Hasse.

130

Und plötzlich begann die Finsternis
Zu blinzen aus feurigen Augen;
Es grollte, als schelte die Mutter laut
Die Kinder, die nichts taugen.

Und Mose hörte im Brausen nur
Die Rede des Donners dröhnen –
Doch hörte darinnen noch nicht sein Herz
Jehovas Stimme tönen.

Der Donner krachte überm Gebirg,
Und Schrecken erfüllte die Öde.
Das Herz erstarrt in der Brust ... doch nein,
Das ist nicht Jehovas Rede!

Und in den Schluchten die Winde schrein
In mächtig heulenden Chören;
Der Seele graust; doch in ihnen auch
Ist nicht Jehova zu hören.

Und sieh, da spie es Hagel und Frost
Und brausende Regenbäche;
Da wurde die Seele wankend und sank
Nieder in ihrer Schwäche.

Und sieh, es ward still... Nur das Wasser rann
Leis wie verklingendes Weinen;
Und milde Winde brachten den Duft
Von blühenden Mandelhainen.

Und heimlich ging eine Rede, als ob
Sie mit dem Wind verschwimme.
Und Mose fühlte im Herzen tief:
Das ist Jehovas Stimme!

„Jehova betrog uns? Und hattest du nicht
Mit mir Vertrag geschlossen
Und unterschrieben und unseren Bund
Mit einem Trunk begossen?

Sahst du die Pläne in meinem Buch
Der Schicksale, die ich gestalte?
Sahst du den Ausgang, und weißt du denn,
Daß ich mein Wort nicht halte?

Kleingläubiger, du warst noch nicht
Im Mutterleib – so erfahre:
Da zählte ich deine Seufzer schon
Und jedes deiner Haare.

Eh Abraham noch vom Lande Ur
Zog in Harans Gelände,
Da kannte ich all seine Nachfahren schon
Bis an der Welten Ende.

Und euer Land, armselig und eng,
Trug 's nicht der Gottheit Züge?
Vergaß es wohl, daß dürftig und schmal
Auch einst der Größten Wiege?

Doch kommt die Zeit, da führ ich euch hin,
Wo Arbeit, Kampf und Streit ist,
So wie die Mutter das Kind entwöhnt,
Wenn's an der rechten Zeit ist.

Hier auf dem geizigen, steinichten Grund,
Wie klammernde Dornenhecken
Sollt ihr bekleiben auf armem Feld
Bis einst zum großen Wecken.

Ich kenne gut eure raffenden
Und unersättlichen Triebe.
Im fruchtbaren Lande würdet ihr nur
Lungern wie Tagediebe.

Ihr würdet wohl mit Seele und Leib
Nur noch am Brote hängen,
Und Mammon würde euch im Netz
Wie dicke Fische fangen.

Im Joch Ägyptens konntet ihr noch
Aus vollen Schüsseln schöpfen...
Nun ist wie ewiges Aufstoßen euch
Der Traum von Ägyptens Töpfen.

Und als ihr aufbracht aus diesem Land
Und über die Grenzen gegangen,
Habt ihr getrachtet, den besten Schatz
Und eine Welt zu erlangen.

Doch soll auf all eurem Reichtum ruhn
Mein Fluch, so wie der Drache
Den Schatz bewacht, damit er euch
Nur Angst und Unrast mache.

Wer alle Schätze der Welt gewinnt
Und mag nichts anderes lieben,
Der wird ihr Knecht, und Geist und Mut
Werden ihm ausgetrieben.

Der Sklave und Herr des Reichtums ist,
Den Blut und Tränen kitten,
Er selbst muß in seinem Durst nach mehr
Die Wurzel ihm zerrütten.

Und wie der Egel den heilt, den er schröpft,
Und stirbt, von Blut überschwellen,
So wird auch euch einst auf den Sand
Der goldne Ozean rollen.

In eurem goldenen Ozean
Wird ewiger Durst euch beschweren,
Und niemals auch wird das goldne Brot
Euch sättigen und nähren.

Und meine Zeugen werdet ihr sein
Bis an den Rand der Erde,
Daß ich die Nährer des Geistes allein
Mir auserlesen werde.

Denn der euch sättigt mit Brot allein,
Wird mit dem Brot zu Dünger;
Doch wer euren Geist nährt, den nehm ich auf
In mich als meinen Jünger.

Und das ist euer gelobtes Land,
Das blinkende, grenzenlose,
Und dies zu erkunden gingst du voran
Als blinder Führer, Mose!

Das wird eure lichte Heimat sein,
Die beste aller Welten!
Und dieses Palästina soll
Euch nur als Vorschmack gelten.

Es wird euch Traum und Erinnerung sein
An Kummer und Beschwerden.
Und auf der Suche wird mein Volk
Der Herr der Erde werden!

Doch du, der du gezweifelt an mir
In lästernden Gebeten,
Die neue Heimat vor deinem Blick,
Du sollst sie nicht mehr betreten.

Und hier soll verfaulen dein Geripp
Als Schreck und Warnung allen,
Die sich ihr Leben lang schleppen zum Ziel,
Um tot am Weg zu fallen.“

20

Und Trauer wehte durchs kahle Gebirg
Wie grauer Nebel Spinnen
Und säte über das weite Land
Ein neues Sehnen und Sinnen

Und zaubert Blüten und Blätter neu
An den verdorrten Zweigen,
Und weckt die Stimme im Herzen auf
Wieder nach langem Schweigen.

Was gestern noch unbeachtet war,
Ist heute lieb und geachtet,
Was gestern man noch zertrat und bespie,
Wird heut als heilig betrachtet.

Im jüdischen Lager verging die Nacht
In Unruh; als im Lande
Es dämmert, schau'n sie: steht er noch dort
Hoch auf dem Felsenrande?

Nein, niemand mehr! Und dieses „Nein“
Macht sie vor Schrecken beben.
Sie lauschten: verschwunden war, ohne das
Sie nicht mehr wert zu leben.

Das heimlich unter ihnen gebrannt,
Das kaum begreifbar und sichtbar,
Das ihnen den Sinn des Lebens gab
Und ihnen Wärme und Licht war.

Und grenzenloser Jammer begann
An ihrem Gewissen zu nagen;
Das ganze Lager war wie vom Bann
Mit stumpfer Ohnmacht geschlagen.

Und bleiche Gesichter schauten sich an,
Ohne ein Wort zu sagen,
Lauernd wie Mörder, die im Schlaf
Den teuersten Menschen erschlagen.

Sie hörten Gestampf. Kommt ein Wirbelsturm?
Erfüllt sich das Prophezeite?
Nein, Josua kommt, der Roßknappen Fürst,
Und mit ihm verwegene Leute.

Sie scheuchen die Herden, sie stürmen fort...
Sind wir vom Feind umkesselt?
Und alle jagt nun ein blinder Schreck,
Von Gottes Finger entfesselt,

Des Geistes Hunger, die Einsamkeit,
Der alten Hölle Schlange...
Und Josuas laute Stimme schallt:
„Die Waffen! Zum großen Gange!“

Und wie ein Adler flog dieser Schrei
Über der stummen Menge.
„Die Waffen! Zum Kampf!“ so raunte der Ruf
Im Widerhall der Hänge.

Und dann – als dumpfe Bestürzung noch
Sie wie ein Bann bedrückte,
Ahnten sie nicht, was im Augenblick
Seltsames sie berückte.

Und dann – der Kampfruf Josuas,
Aus hunderttausend Kehlen
Schrie er – da wurde das träge Volk
Ein Volk von Heldenseelen.

Dumpf grollt es. Es wird der Wüste Sand
Zerwühlt von stampfenden Beinen.
Sie henken Dathan, und Abiram
Erschlagen sie mit Steinen.

Sie schwärmen wie Vögel übers Gebirg,
Der Jordan zerstäubt vorm Schwalle,
Die Mauern Jerichos schmelzen wie Eis
Vor der Posaunen Schalle.

So ziehn sie in unbekante Zeit,
In Kummer und Verderben,
Ein Heerbann, Bahn zu brechen dem Geist
Und auf dem Weg zu sterben...

1905

INHALTSVERZEICHNIS

Iwan Franko	5
Hymne	11
Vor Gericht	13
Den Genossen	15
Gedanken im Kerker	16
Sonette 1	17
2	18
3	19
4	20
5	21
Der Königsadler	22
Semper idem	24
Die Steinbrecher	25
Es liegt ein Dorf im Tale drin	27
An die Genossen aus dem Kerker	28
Ruhe	30
Der Dekadent	31
Semper tiro!	33
Nun wieder, nach langer Stumpfheit	34
Es donnert!	35
Lied und Arbeit.	36
Segne mich, Erde	38
Deine guten Augen	39
Wie dort im Himmel	40
Idylle	43
Der Knecht	47
In der Schenke	50
Surka	51
Gedanken am Feldrain	62
Meine Liebe	68
An J. P. Antoschka	69
Mose	71

Copyright 1951

by Verlag Kultur und Fortschritt GmbH., Berlin

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

Lizenz-Nr. 3 615/44/51

Einband: Verlagsentwurf — R. Lohmann

Satz und Druck

VEB Offizin Haag-Drugulin

in Leipzig III/18/38

